Deutsche Pressefahrt

durch die ost- und westpreußischen Abstimmungsbezirke

7.–17. Mai 1920



1920

Zentralverlag G. m. b. H., Berlin

Zum Geleit!

„Sendgrafen" sind nicht nur die beiden Reichskommissare, die in Allenstein und Marienwerder über die Geschicke des ost- und westpreußischen Abstimmungsgebietes zu wachen haben, Sendgrafen, politische Missionare, waren auch wir Vertreter der großen deutschen Presse, die auf Einladung des Ostdeutschen Heimatdienstes in den Tagen vom 7. bis 17. Mai eine Reise durch das südliche Ostpreußen und die Restkreise der alten Provinz Westpreußen unternahmen. Wir sollten uns an Ort und Stelle über die Lage unterrichten, über das voraussichtliche Ergebnis der bevorstehenden Volksabstimmung, über die Wünsche, die Hoffnungen, die Stimmungen der Bevölkerung aus eigener Anschauung uns ein Urteil bilden, vor allem aber den ost- und westpreußischen Brüdern Zeugnis geben von der alle Kreise durchdringenden und alle Herzen bewegenden Anteilnahme des ganzen Vaterlandes an ihrem Kampfe um das Deutschtum.

Seit dem Kriege sind solche Pressefahrten nichts Neues mehr. Neu war nur die politische Aufgabe, neu aber auch die politische „Einheitsfront", in der die deutsche Presse hier den Ost- und Westpreußen gegenübertrat. Es nahmen folgende Kollegen an der Reise teil:

1. Rolf Brandt („Berliner Lokal-Anzeiger"),
2. Dr. Emil Faktor („Berliner Börsen-Courier"),
3. Wilhelm Konrad Gomoll („Kreuzzeitung"),
4. Max Hasse („Magdeburgische Zeitung"),
5. Dr. Karl Maser („Germania"),
6. Dr. Kurt Metger („Leipziger Neueste Nachrichten"),
7. Dr. Paul Michaelis („Berliner Tageblatt"),
8. Hans Osman („Deutsche Tageszeitung"),
9. Ludwig Sochaczewer („Vossische Zeitung"), Leiter der Reise,
10. Adolf Stein („Tägliche Rundschau"),
11. Paul Versen („Kölnische Zeitung"),
12. Albert Wacker („Hamburger Fremdenblatt", zugleich für die „Münchener Neuesten Nachrichten").

Außerdem waren an der Reise beteiligt:

13. Fräulein Anne-Johanne Boll, dem Leiter der Reise beigegeben,
14. Fräulein Ilse Zerbe von der Deutschen Lichtbild-Gesellschaft,
15. Cl. Jansen

die beiden letztgenannten für kinematographische Aufnahmen, die wir von der Reise mit heimbrachten und die eine Reihe der schönsten Erlebnisse der Fahrt nun auch einem größeren Kreis in der Heimat lebendig vor Augen führen sollen.

Völlig fehlen in der Liste der Reiseteilnehmer Vertreter der sozialdemokratischen und der unabhängigen Presse. Das ist indessen nur ein leidiger Zufall, nicht Absicht: der beginnende Wahlkampf hatte gerade einige sozialdemokratische Kollegen, die bereits zugesagt hatten, an der Beteiligung verhindert, andere wurden durch Paßschwierigkeiten zurückgehalten; wieder anderen Kollegen, darunter dem Vertreter der „Frankfurter Zeitung", war es durch die Verkehrsverhältnisse unmöglich gemacht, zur rechten Zeit den Anschluß an die Reisegesellschaft in Berlin zu erreichen.

Einen der Gefährten, der liebsten einen, unseren Freund Hans Osman, haben wir leider unterwegs durch einen plötzlichen Tod verloren. Eine Erkältung, die er sich auf der Dampferfahrt über den Geserichsee zugezogen, brachte ihm einen Rückfall seines alten asthmatischen Leidens, Anfälle, denen er am Tage darauf, am 15. Mai, im Krankenhause zu Dt. Eylau erlag. Die deutsche Presse betrauert in Osman, der nur 39 Jahre alt geworden ist, einen ihrer begabtesten und pflichttreuesten, lebendigsten und menschlich sympathischesten Streiter. Uns, seinen Weggenossen, war er mehr! Am folgenden Tage, in der Schloßkirche zu Marienburg, haben wir von ihm, in wortloser, aber unvergeßlicher Feier, Abschied genommen. . . . .

Dem unterzeichneten Führer der Reise obliegt, als letzte der gern übernommenen Pflichten, die Zusammenstellung der von den Teilnehmern veröffentlichten Reiseberichte. Sie sollen auf diese Weise in möglichst weitem Umfange vor allen Dingen der Bevölkerung des Abstimmungsgebietes zur Kenntnis gebracht werden, sie in ihrem Kampfe zu ermutigen und zu bestärken. Sie sind, bis auf unwesentliche Kleinigkeiten, durchweg ungekürzt wiedergegeben, auf die Gefahr einiger Wiederholungen hin. Alle diese Berichte und Stimmungsbilder zeigen deutlich und eindringlich, wie notwendig diese Fahr war und in wie hohem Maße sie ihren Zweck erreicht hat: das Spiegelbild dieser Eindrücke sollte durch Streichungen nicht getrübt werden. Wegbleiben — aus rein äußeren Gründen — mußte leider der Bericht der „Magdeb. Ztg."; das Blatt hatte seinen Bericht schon früher und aus eigenem als Sonderdruck erscheinen und verteilen lassen.

Ich glaube im Namen und im Sinne aller meiner Reisegefährten zu sprechen, wenn ich endlich auch an dieser Stelle noch einmal Dank sage für die gastliche Aufnahme, die wir überall gefunden. Zugleich sei aber auch an dieser Stelle noch einmal der festen Zuversicht Ausdruck gegeben, mit der auch wir dem Ausgang des Kampfes entgegensehen, und den innigen Wünschen, mit denen wir alle, auch nach erfüllter Pflicht und nach erfolgter Befreiung von feindlichem Druck und feindlicher Bedrohung, das Schicksal der Ostmark und die neugewonnenen Freunde dort in die Zukunft begleiten.

Berlin, Ende Mai 1920.

Ludwig Sochaczewer.

Berliner Börsen-Courier

Nr. 235 und 236 vom 22. Mai.

Dr. Emil Faktor.

Heimgekehrt von einer Pressefahrt durch Masuren, Ermland, Marienwerder, Marienburg und was sonst noch zur Urne muß, um polnischen Heißhunger abzuwehren, höre ich öfters die Frage: Was also war der Zweck dieser Rundreise? Wir wissen ja, wie die Verhältnisse drüben im Osten liegen. Selbstverständlich eine große Mehrheit für Deutschland!

Auch das Selbstverständliche kann für die, denen es obliegt, sehr aufregend sein. Auch die Zuversicht will eine Resonanz haben. Auch wenn man drüben den Zusammenhang mit Groß-Deutschland nicht verloren hat, so tut es dennoch wohl, ihn zwölf Vertretern der öffentlichen Meinung besonders vor Augen zu rücken. Und da sie, ohne sich von Deutschland zu entfernen (das trotz Versailles ein unteilbarer Einheitsbegriff bleibt), erst durch den polnischen Korridor hindurchschlüpfen mußten, so hatten diese Zwölf ebenfalls etwas ganz Selbstverständliches zu äußern, und es übte seine psychische Sonderwirkung. Namens des von polnischer Anmaßung verschonten Reichsgebietes durfte man erklären, daß vielhundertjährige Gefühls- und Gesinnungskontakte weder durch Korridore noch durch Abstimmungskünsteleien zerschnitten werden, daß Ost- und Westpreußen heißer denn je g e l i e b t werden, daß man felsenfestes Vertrauen zu den Auswirkungen deutscher Kultur hat, die sich freiwillig mit etwas Polnischem nicht vertauschen läßt. „Wir fühlen uns so manches Mal verkauft und verraten . . .“ „Wir grollten lange der Regierung, die den Friedensvertrag unterzeichnet hat. Wer weiß, wie die Abstimmung vor einem Jahr ausgefallen wäre ...“ „Und weiß man denn in Berlin, daß sich der Pole brüstet, wenn ihm unser Selbstbestimmungsrecht nicht die Eisenbahn von Warschau nach Danzig zubilligt, uns g e w a l t s a m zur Liebe zu zwingen? . . . .“ „Wir sind trotz des Korridors nicht unerreichbar, wir wollen nicht gerühmt oder bedauert, aber auch nicht vergessen sein . . .“ — so scholl es in Masuren, so rief es im Ermland, so sprach es sich Westpreußen vom Herzen, und ich brauche wohl kaum mehr den Zweck der Reise zu erläutern.

Alle wollen sie in Ostpreußen bei Deutschland bleiben, auch die M a s u r e n. Es war in Lyck, wo man sich mit äußerstem Aufgebot der Ellenbogen zwischen 2000 Menschen kaum hineinzwängen konnte. Dieser Massenandrang im breiten Raum, seinem Aeußern nach halb Tanzlokal, halb Maschinensaal, hatte mit unserem Besuche wenig zu tun; sonst hätten wir nicht so mühsam um Einlaß kämpfen müssen. Man hält Vorträge, man singt Lieder, man spielt recht und schlecht allerhand Theater. Und dann, und dann kommt etwas, was sich weder vorbereiten, noch etwa auf Wunsch wiederholen ließe, was wie ein Naturereignis aus Tausenden von Kehlen hervorstürmt. Der Masurenführer Pfarrer Rathke will uns über den Geist des Landes schnell informieren und richtet an die zweitausendköpfige Versammlung die Frage, ob sie Deutschland den Treueid schwören wolle. Im nächsten Augenblick braust ein Orkan der Begeisterung zur Decke. Man ist von einer Rührung gepackt, wie sie weder

Kunst noch etwa politische Hochkonjunktur zu zeugen vermöchte. Das Erschütternde an diesem unerhört leidenschaftlichen Bekenntnis ist die Seelenangst, aus der es hervorgestoßen wurde.

Die höhere Kultur zittert vor Vergewaltigung durch die niedere. Neue Eidschwüre auch anderswo für den Fall, daß Ergebnisse der Selbstbestimmung mit Füßen getreten werden sollten. Man hört heroische Wortfolgen, die Bereitschaft zu einem Alleräußersten beichten. „Regierung sieh dich vor!!" — „Menschheit sei gewarnt!!" . . . . fleht es aus den Augen der von Verzweiflungsmut Emporgereckten. „Laßt es nicht dazu kommen .... Ihr Feinde!!" trotzt es um die Stirnen der Entschlossenen ....

Auch eine Frau ist unter jenen, die den Schwurfinger erhoben. An einem der nächsten Tage begegnen wir ihr im engeren Wirkungskreise, in ihrem katholischen Ermland. Zwischen duftenden Kaffeekannen und blühenden Kuchentellern, an einer Tafel, die von weißem Flieder überrieselt ist, erstattet die schöne junge Frau Bericht über ihre Tätigkeit. Wollte man den Masuren wegen ihres protestantischen Bekenntnisses einen Gegensatz mit den katholischen Polen konstruieren, so wird hier auch dieser Einwand hinfällig, mit dem die Abneigung gegen alles Polnische verschleiert werden soll. Mitarbeiter dieser zielbewußten Dame (einer Lehrerin namens Fräulein Lehmann) bringen drastische Belege für die Vergeblichkeit des Warschauer Liebeswerbens. Auch der geladene Revolver, mit dem die tapfere Kämpferin persönlich bedroht wurde, hat die Stimmung für Polen nicht gebessert. Fräulein Lehmann forcht sich nit . . . und sie hält den Umkreis von Bischofsburg straff zusammen.

Drüben in Ortelsburg (eine fast völlig eingeäscherte, eine fast völlig neugebaute Stadtgemeinde) kam man mit masurischen Volksgestalten zusammen, mit denen man sich nur mittels eines Dolmetschers verständigen konnte. Sie verstehen jedes deutsche Wort, aber das Reden macht ihnen Schwierigkeiten. Auch diese Art von ostpreußischen Landsmännern ist auf unverrückbare Sympathie für Deutschland eingestellt. Sie sitzen mit halbstöckig hohen Peitschen, mit Harken oder Krückstöcken im Zuschauerraum des Lichtspieltheaters und breiten ein ganzes Arsenal von Argumenten aus. Wie ausgepowert sind bereits die abgetretenen deutschen Bezirke! Aus dem Soldauer Zipfel, den Polens Eisenbahnpolitik Deutschland entrissen, kommen die Ausgeraubten über die Grenze, um sich Nahrung und Handelsartikel zu holen. Unordnung, schlechte Valuta, und wie die Kennzeichen eines lebensschwachen Zustandes sonst noch heißen! Stärker als diese wirtschaftlichen Abschreckungsmomente wirkt bei dem Masuren der tiefe, an Ekel grenzende W i d e r w i l l e gegen den Polen. Er mag ihn nicht, er verachtet ihn, er wird ihn trotz aller Sprachverwandtschaft niemals anerkennen. Und er will lieber Haus und Hof verkaufen, als Deutschland zu entsagen.

* * *

Wir hören immer wieder, daß wir als die Vertreter von Deutschlands größten Zeitungen auf das Schicksal Ost- und Westpreußens so großen Einfluß hätten. Bei allem Respekt vor uns zwölf Großmächten: mit Druckerschwärze wäre diese leidenschaftliche Welle, die den Osten des Reiches durchwärmt, nicht aufzuschüren gewesen. Das brach aus der Tiefe des Gemüts hervor: und ein übriges, wo es noch an Hochspannung des Gefühls fehlen sollte, besorgt das Wort Korridor . . .

* * *

Wir fahren über dunkelgrüne, von Nadelholzwald umschattete Seen, in denen angeblich so viel Russen ertranken (auch die masurischen Sümpfe sind bekanntlich ein Phantasiegebilde), wir jagen auf Automobilen durch die Landschaft. Grabhügel und schwarze Kreuze werden häufiger. Man nähert sich dem Schlachtfeld von Tannenberg. Unser Führer weist mit dem Finger nach rechts: „Dort liegt ein Oberst begraben." Er hieß Rocknitz, Robwinsky oder so ähnlich. Dieses „oder so ähnlich" sagt alles, was über Weltkrieg und Soldatenlos zu sagen wäre.

* * *

Wir kommen nach Waplitz, einem zwischen Baum und Strauch ganz versteckten Anwesen. Doch im Freien ragen hohe Holzkreuze in die Luft, gespenstig durch die große Anzahl. Links die Deutschen, rechts die Russen. Ein junger Mann, der 1914 gerade hier im Toben der Feldschlacht Kompagnieführer war, gibt uns sachgemäße Ausführungen über die damaligen Vorgänge. Während er kühl und anschaulich darstellt, wie unsere Angriffsbemühungen an dieser Stelle unter russischem Maschinengewehrfeuer zusammenbrachen, denkt man zurück, in welcher Geborgenheit man damals auf Berliner Asphalt herumging oder sich Siegesdepeschen vordeklamieren ließ, und die Aermsten, auf die es so wüst hier herunterhagelte, waren doch auch Söhne, Gatten und Brüder! Pazifismus ist eine Denkart, die doch nur auf Zukunft gerichtet sein kann. Mit dem Erinnerungsbild der Vergangenheit hat sie nichts zu tun. Der Anblick der düster aus dem Wiesengrün aufragenden Kreuze macht alle offenen und geschlossenen Wunden im Bewußtsein schmerzen, und man stirbt alle Tode geliebter Menschen. Der junge Mann, ein Lehrer aus der Umgebung, erzählt seine Schauererlebnisse ohne jede Selbstgefälligkeit. Er und zwei andere blieben von der Kompagnie allein übrig. Nun darf er wieder unterrichten und trägt einen recht abgetragenen Anzug. O unheroisches Zeitalter — wenn es doch konsequent bliebe!

* * *

Wir erreichen Kernsdorf, den höchsten Punkt von Ost- und Westpreußen. Man empfindet diese Ansammlung schlichter Menschen, die hart am bedrohten Gebiet ihre Liebe zu Deutschland bekennen, als Gegenstück zu jenem erquickenden Bilde, das wir in Prostken an der polnischen Grenze schon einmal sahen. Dort kamen Waldarbeiter und Bauern, Eisenbahner und Forstleute zusammen — lauter Menschen, die den Schrecken des Krieges am ersten Tage und aus erster Hand kennen lernten und sangen das Lied: „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand." Man hört es in Kernsdorf wieder, wo sich dem vor Aufregung mühsam sein Bekenntnis stammelnden Bürgermeister der redegewandte Gutsherr hinzugesellt. Sein über Wälder und Triften schallendes Organ erinnert an die Trompetenstimme des kleinen Gemeindegewaltigen von Hohenstein, der auf offenem Marktplatz im Umkreis neuerbauter Häuser seinen Willen zum Deutschtum in den Sonnenglanz so kräftig hinausschmetterte, daß die Adern seiner Stirne aufschwollen. Der Lehrer von Kernsdorf, der sich scherzhaft trotz seiner kleinen Figur als den höchsten Beamten von Ost- und Westpreußen bezeichnet, erinnert uns bei seinen musikalischen Bemühungen um den Frauenchor an jenen anderen Magister in Neuhzen, wo wir einem bäuerlichen Hochzeitspaar die Glückwünsche ganz Deutschlands spenden durften. Von Ostpreußen nehmen wir nach abermals herrlichen See- und Automobilfahrten in Osterode Abschied. Wir sitzen dort am Seeufer zum erstenmal im Freien — im Lande des späten Frühlings eine Seltenheit.

II.

Westpreußen.

In Deutsch-Eylau betreten wir den Abstimmungsbezirk von Westpreußen (noch ahnungslos, daß einer von uns zwölf hier sein Sterbebett finden soll). Auch hier und gar erst in Marienwerder „Deutschland, Deutschland über alles"-Stimmung. Was in Berlin, bei trunkenem Zustand und von wüsten Ausschreitungen begleitet, Mißbrauch des Liedes war, ist in Westpreußen seelisches Klima. Man verbringt ein Nachmittagsstündchen auf dem Schlosse des Grafen Dohna zu, der in guten alten Zeiten ein intimer Freund der Hohenzollern war (die Wände seines Hauses bezeugen es), der in schlimmen Tagen des Reiches seine persönlichen Sorgen dem Nationalgedanken im Sinne jener Einheitsfront unterordnet, wie sie in Ostpreußen ganz musterhaft und sugenfest sich zusammenschloß, aber auch in Westpreußen trotz der Geschäftsführung der Parteien auf dem Wege der Arbeitsgemeinschaft sich bewährt. Man stattet der Marienburg, dieser von Weltbummlern unabgegrasten Denkwürdigkeit deutscher Baukunst seinen Besuch ab. Ritterburg und Ordenskloster, in der Umschmiegung neue langgestreckte Formen zeigend, lassen ihr Rot auf die fruchtbaren Niederungen leuchten, die der Fleiß deutscher Kolonisatoren der sumpfigen Weichsellandschaft abgewann, während die Bewohner der Burg mit den heidnischen Altpreußen und Litauern und den raublustigen Polen kämpften.

Eine wesentliche Stichprobe für den Abstimmungstag bietet der Bezirk Stuhm, der durch seine zahlreichen Polen am meisten bedroht ist. Von den 20 000 Deutschen dieses Kreises ziehen in festlichen Reihen etwa 15 000 an uns vorüber. Dann strömt diese Riesendemonstration auf Parkanlagen zusammen, um den Reden berufener Sprecher zu lauschen. „Es ist nicht wahr, daß der Katholizismus polnisch ist. Er ist auch nicht deutsch. Er ist international!" ruft ein geistlicher Meisterredner von seinem Podium weithin in die unübersehbare Menschenmasse hinaus. Ein paar andere Sprecher suchen mit ihm an volkstümlicher Kraft zu wetteifern. Im Bunde mit der flammenden Rhetorik ist der herzverbrüdernde Gesang. Der nationale Gottesdienst ist beendet und das Volk der 15 000 wandert in die nahen und fernen Anwesen zurück. Viele von ihnen besteigen reichgeschmückte Leiterwagen. Man sieht so manche Gruppe von Gutshöfen, deren Besitzer polnischen Zutreiberdienst leisten. Aber Arbeiter und Angestellte lassen sich von solchen Sendlingen in ihre Gesinnung nichts dreinreden.

* * *

Eine der vielen Sorgen in Ost- und Westpreußen ist das Datum des Abstimmungstages. Die wirtschaftlich und kulturell in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmte Bevölkerung wünscht diese unbehagliche Episode ihres Daseins möglichst bald überwunden zu haben, zumal ein Hinauszögern des Termins den deutschen Sieg nicht vereiteln, aber gegenseitig nur noch mehr Spannkraft und überflüssigen Aufwand kosten würde. Die Polen jedoch behaupten, das Deutschtum hätte einen Vorsprung gehabt, weil es gleich nach der Veröffentlichung des Versailler Vertrages mit der Agitation einsetzen konnte, während Warschau sich bis zur Ratifizierung gedulden mußte. Dies hält uns auch der Vorsitzende der Marienwerder Kontrollkommission, der Italiener Pavia entgegen, als wir (von der Mission nicht gerade entzückt) dem Ententekollegen durch unseren Sprecher Gomoll unsere Ansichten über die

Lage im Abstimmungsgebiet „unterbreiten". Im Grunde genommen ist es eine mit Ansprache und Antwort geschmückte, von Tee, Kognak und Gebäck umrahmte Höflichkeitsvisite. Sie hat einen offiziellen Teil, bei dem sich die hohen Herren um einen grünen Tisch lagern, während wir armseligen Deutschen das bescheiden sittige Parkett bilden. Nachher fließt das diplomatische Gruppenbild, aus Japan, England, Frankreich und Italien bestehend, mit uns deutschen Schwerverbrechern zu einem Teezauber zusammen, bei welchem mancherlei Thema und mancherlei Kuchen angebrochen wird. Ich für meinen Teil unterhalte mich mit dem Japaner, der mir (wir sind schon einmal 1914 aufgesessen) die für Deutschland sympathischsten Augen zu machen scheint. Immerhin spricht er das wohltuende Wort, daß unsere langsame Erholung ein erfreulicheres Zeichen für Deutschlands volle Genesung sei, als wenn es sprunghaft in die Höhe schnellen würde.

Höflich waren sie alle. Nur der Schoffför des Engländers schien mit unserer Anwesenheit nicht ganz einverstanden gewesen zu sein. Als er auf italienischen Befehl uns ins Auto aufnehmen mußte, tat er es nicht ohne inneres Widerstreben und beim Aussteigen riß er den Wagen, kaum daß der Fuß den Boden betreten hatte, schleunigst wieder vorwärts. Ich glaube aber, daß selbst ein Kontinentalpolitiker daraus keine Schlüsse gezogen hätte.

---

reist halten, von ihr empfangen wurden. Der Vorsitzende der Kommission, Exzellenz Pavia, bekannter italienischer Parlamentarier, Unterstaatssekretär in der Regierung Giolitti, weltgereister und welterfahrener Mann, hatte sichtlich das Bestreben, den Empfang in dem Geiste zu halten, den er mir später in längerem Gespräch so umschrieb: „Wir haben begriffen, daß man unter die Politik der Zerstörung einen deutlichen Strich machen muß, es kann sich für Europa nur um eine Politik des Wiederaufbaus handeln. Die Völker, die noch nicht so weit sind, diesem Gedanken alle anderen Erwägungen unterzuordnen, werden sehr schmerzliche Erfahrungen machen. Man muß an die Arbeit gehen, dieses politische Ziel Nittis, der die Größe dieses Gedankens mit Leidenschaft vertritt, ist auch meine Ueberzeugung. Ich glaube, daß Italien und Sie in Deutschland den Wert einer aufbauenden Politik begriffen haben."

Ich nehme an, daß mehr als die übliche diplomatische Höflichkeit in der ganzen Form dieses Empfanges unter dem Präsentieren einer italienischen Kompagnie lag, da ja die sämtlichen Mitglieder der Kommission, auch das englische, das japanische und das französische Mitglied zu den Einladenden gehörten. Ohne das kleine Ereignis, das zum ersten Male seit Kriegsausbruch eine freie Aussprache deutscher Pressevertreter mit alliierten Diplomaten brachte, zu überschätzen, kann man darin doch vielleicht ein Symptom sehen.

Es scheint charakteristisch, daß der französische Dolmetscher die deutsche Rede auf die Begrüßung Pavias in einer entscheidenden Wendung so mißverstand, daß eine Kriegsfanfare aus ihr wurde, obwohl ein Mißverständnis schwer möglich war, so daß ich mich genötigt sah, den Sachverhalt sofort richtig zu stellen; vielleicht auch charakteristisch ist die Beruhigung Pavias zu dem aufbegehrenden Franzosen: „Es handelt sich doch hier um Aufklärung und Verständigung und nicht um festzulegende Mißverständnisse." Die eine Frage aber, um die es für uns ging, konnte die interalliierte Kommission auch nicht beantworten: wann endlich wird das Land aus der Unseligkeit dieser Abstimmungszeit erlöst, wann ist der Wahltag? Paris würde entscheiden! An grünen Tischen Diplomaten, die von der Seele dieses Landes nichts wissen, nichts wissen von den Lasten dieser Zeit der politischen Brigantерie auf der Entwicklung dieser Marken, die der Italiener so wichtig und reich durch ihren landwirtschaftlichen Fleiß nannte. Sie werden sitzen und polnische Memoranda lesen, und die Zeit sickert trostlos an den Menschen vorüber, die Objekt eines politischen Würfelspiels geworden sind.

Die Orgel verhallt mit sachten Akkorden in der Hochkirche der Marienburg. Durch breite Fenster der Wehrgänge, durch die wir schreiten, glänzt die Weichsel und grünes Land. Drüben auf den Höhen im Süden beginnt schon Polen. Beginnt Polen! Die Augen brennen, und erst als am Nachmittag in der kleinen Landstadt Stuhm zwölftausend Menschen, des Kreises, in dem die Polen die Hauptkraft ihrer Agitation entfalten, ihr Deutschtum glücklich bekennen, verblaßt unter Lindenrauschen und deutschen Liedern das neue, qualvolle Fensterbild der Marienburg. Die deutsche Ostmark wird deutsch bleiben, das war der letzte große Klang, der mit uns mitging in das Reich. Von den Kämpfen, Sorgen, von dem heißen Leben dieses Landes, wo wir Dorf und Stadt, Seen und Felder, Berge und Wälder durchstreift haben, wird noch zu sagen sein.

II.

Es war leichter, in abgetanenen Zeiten die Pässe für eine Weltreise sich zu besorgen, als jetzt die Formalitäten zu erfüllen, die not-

Berliner Lokal-Anzeiger

Nr. 237, 240 und 245 vom 22., 25. und 27. Mai.

Rolf Brandt.

Marienburg, Ende Mai.

Die Orgel in der Schloßkapelle der Marienburg beginnt zu spielen. Die hohen Fenster glühen auf wie roter Abendschein auf Berghöhen, das violette Licht der Gewänder der Heiligen in den Fensterbildern flammt in farbigem Leben. Pfeilerkühle und Andacht. Die Töne rauschen. In dem Aufschwung der Stunde sehe ich die vielen Szenen, mit andächtigem Auge ergriffen auf schneller Fahrt durch Masuren und Ermeland, durch das Oberland und Westpreußen, wie zu einem Riesenbild vereinigt: Volk in Not! Durch diese Ostmark, die ein wahnwitziger Einfall von siegeskranken Ententepolitikern zum Abstimmungsgebiet gemacht hat, geht es wie Glockenklingen in Sturmzeit. So ist das Bild: Frauen und Männer heben die festen deutschen Gesichter zum Himmel, der ihnen und ihren Vorfahren Regen und Sonne auf deutsches Erntefeld gegeben hat. Ihre Fäuste sind in Schmerz, Zorn und Willen geballt, diese harten Fäuste, die den Pflug durch das Ackerland geführt, die diese Bürgerhäuser errichtet, diese Kirchen und Burgen, Wahrzeichen des deutschen Gedankens, leuchtend und hoch aus der Niederung des slawischen Sumpfes, der ungerodeten Wälder getürmt haben. Vergangenheit und Gegenwart fließen zusammen. Was weiß man in Amerika, das diesen Krieg entschied und dies Elend im Osten möglich machte, von dem Verbrechen, das an dem Geist der Menschheit begangen wird, daß man nur die Frage aufwirft, ob dies Land zu Polen kommen soll. Hier reden die Steine, hier schreit der deutsche Acker, hier steht ein Land, ein Volk, eine Kultur, eine Tat menschlicher Größe auf und zeugt für Deutschland. Es geht um keine Kleinigkeiten, nicht um diplomatische Erfolge und um verlorene politische Kombinationen, ein Volk in Not, ein Volk, arbeitsam, zähe, hart und treu wie eines, sieht fremde Hoheitszeichen über den Städten, die deutsche Vorväter gebaut haben, fremde Soldaten auf den Straßen, entlang den Aeckern, die, jeder Blick über die Grenze beweist es, von deutschem Fleiß gedüngt sind. Es geht um Gedeih und Verderb, um das Leben dieses Landes, und das zur Phrase herabgerissene Wort bekommt hier wieder Glanz und Reinheit und Kraft: es geht um Kultur.

Das alles weiß man in dieser Ostmark, auch wenn es die Lippen nicht immer sprechen. Das läßt den Masuren und den katholischen Ermeländer schwören: „Nie zu Polen!“, das trägt den Wahlkampf auf deutscher Seite zu der Höhe und der Wucht, die im ganzen Abstimmungsbezirk die Polen zu armseliger Rolle verdammt. Hotelkäufe und Zeitungsgründungen, Geldunterstützungen und Denunziationen bei der interalliierten Kommission, Absetzung von deutschen Beamten und Arbeit von land- und blutfremden Agitatoren, alle diese Dinge, die ich von Flensburg her kannte, sie spielen wieder jämmerliches Spiel, und die Vergiftung des Landes, aufflackernder Ingrimm und Not der Herzen nimmt zu mit jedem Tag, da diese würdelose und niederreißende Wahlkampagne weiter dauert.

Das war das, was uns am Herzen lag, der interalliierten Kommission in Marienwerder zu sagen, als die deutschen Pressevertreter, die nun zehn Tage lang das Abstimmungsgebiet durch-

wendig sind, um nach Allenstein und Marienwerder zu kommen. Der deutsche Paß. Ausgabe an der zuständigen Polizeistelle. Der Vermerk des Landratsamts, zu erhalten am zuständigen Landratsamt. Macht zwei Tage. Das polnische Visum. Vor dem polnischen Generalkonsulat steht ein Menschenspalier, als ob dort polnische Eier verschenkt würden. Das italienische Visum. „Visto buono per Marienwerder.“ Das englische Visum. „Visa for Lyck, East Prussia.“ Es ist ja sehr lustig, dies diplomatische Spiel für Leute, die Sinn für Satire haben, wenn es nicht so sehr ernst wäre, zum Zähnezusammenbeißen ernst. Ostpreußen und dieser letzte Teil Westpreußens sind eine Kolonie geworden, die bitterliche Wahrheit des zugespitzten Wortes steht schwer vor einem, noch ehe man in den D-Zug steigt — nur waren die Paßvorschriften für eine deutsche Kolonie geringer sonst.

Irgendwann gegen Morgen reißt mich ein Haltestoß aus festem Schlaf im guten, deutschen Schlafwagen. „Wo sind wir eigentlich?“ „Perronow“, sagt schlaftrunken der andere, der die Kabine mit mir teilt. Ich spähe in das blasse Morgenlicht. „Tzew“ steht als Stationsname, polnisches Militär patrouilliert auf und ab. „Tzew? Tzew“. „Wir sind in Dirschau“, sagt der Schlafwagenschaffner. Ich lese das Schild: „Do Perronow“. Zu den Bahnsteigen! Aber mein Lachen über den schlafbefangenen, unfreiwilligen Scherz des Kabinengenossen bricht unter Frösteln ab. Das war Dirschau. Ich friere aus der Seele heraus. „Die Idee dieses Korridors ist nicht sehr glücklich“, sagte mir später ein Engländer irgendwo im Abstimmungsgebiet. Sie ist ein Unglück nicht nur für Deutschland — was hälfe unser schamroter Schmerz — sondern auch für Polen. Ueber den Wahnwitz dieses „Perronow“ in der deutschen Stadt Dirschau wird keine politische Konstellation hinweghelfen können. Als französisch-polnische Diplomatie diese Tollheit in Versailles ausdachte und amerikanische völlige Unkenntnis der Dinge und englisches Spiel mit dem Gedanken des Weichseltales sie ermöglichte, tat man für Polen nichts Gutes. Polen wird mit seinem Nachbar Deutschland sich verständigen müssen, oder es wird nicht sein. Dieser Korridor ist die Barriere auch vor der Zukunft Polens. Es wird, glaube ich, nicht so sehr viel Zeit vergehen, bis man dies „drüben“ einsieht. Ich kenne jedenfalls viele kluge Ententeleute, die noch weniger als zwanzig Pfennig für die polnische Mark geben, solange Polen weiter den Narren Frankreichs im Osten spielt. Man kann Unsinn, wie diesen Korridor, verhandlungsfähig machen, aber niemals läßt sich auf die Dauer Narrheit und Unmöglichkeit zur Notwendigkeit frisieren. Die Geschichte verläuft nicht nach dem Diktat der grünen, lächerlichen Tische.

* * *

Königsberg. Von der wirklichen politischen Konstellation der Stadt und von der Lage im Oberpräsidium Ostpreußens und im Reichskommissariat ließe sich einiges sagen. Es sprengte den Rahmen, und es sprengte schlecht und notdürftig verkittete Fronten. Nehmen wir den Schein und die Wahrheit, die nicht umzubiegen ist, daß Ostpreußen unter der Vereinsamung und Abschnürung schwer leidet, und daß man in Berlin alles tun sollte, der schwer kämpfenden Provinz ihre gramvolle Lage zu erleichtern. Dies tapfere Schiff „Ostpreußen“ ist in stürmischer See; es hat gute, recht gute Steuerleute nötig, und man sollte nicht verlangen, daß es nun immer so brav der Flottille „Deutsches Reich“ in Kiellinie folgt; man muß ihm schon Raum geben, damit es mit den schweren Seen fertig wird.

Während des Essens, an dem die Redeschlacht der zehn Tage beginnt, höre ich am Telephon die Stimme einer ostpreußischen Gutsbesitzersfrau, die aus Berlin da hinauf zwischen Tilsit und Königsberg gekommen ist: „Hier ist alles anders, hier ist vieles schwer. Aber die Ernte läßt sich gut an, und wir haben den Kopf hoch. Man hat mich schon für eine Ostpreußin gehalten — darauf kann man sehr stolz sein, als kleine neue Gutsfrau auf ostpreußischem Lande."

Sehr stolz sein. Sie können stolz sein, diese Ostpreußen auf ihr „Kopf hoch" und — auf ihre Arbeit im Abstimmungsgebiet. Sie waren erschüttert im Anfang, daß ihnen die Abstimmung überhaupt zugemutet wurde; daß eine Statistik, die mit ihrem Zahlenmaterial gar nichts von der wahren Stimmung des Landes gab, zur Grundlage für die unerhörte Forderung der Volksabstimmung gemacht wurde. Es ist gut, von dieser Statistik offen zu reden. Sie wurde seinerzeit in den Tagen der Ostmarkenzulage gemacht, und jeder Beamte, jeder Lehrer hatte das Interesse, daß möglichst hohe Prozentzahlen für „Fremdsprachige" herauskamen. So wurden die Masuren, von denen die ganze jüngere Generation und ein sehr großer Teil der älteren zweisprachig — masurisch und deutsch — ist, einfach als nichtdeutsch registriert, obwohl an ihrem deutschen Empfinden überhaupt nicht zu zweifeln war und ist. Eine gefährliche Torheit, diese Statistik, auf der sich dann die polnische Begehrlichkeit aufbaute.

Man fand sich nach dem ersten Schrecken über die Möglichkeit der Abstimmung bald wieder zu ostpreußischer Entschlossenheit zurück. Heute ist das ostpreußische Abstimmungsgebiet eine einzige Volksgemeinschaft, die entschlossen ist, ihre deutsche Kultur zu wahren. Ich sehe den großen Saal des Festhauses von Lyck von Menschen erfüllt. Kopf an Kopf. Von der kleinen Bühne spricht ein gedrungener, festgewachsener Mann mit lebendiger Kraft in die tausendköpfige Masse hinein. „Wollt ihr fest zu Deutschland, unserem geliebten Vaterland, halten?" „Wir wollen es." Ein Schwur braust durch den Saal; in diesen schweren Menschen werden Heimatliebe und Zorn und Begeisterung wie ein glühender Rausch wach. Ein Volkslied — wie lange habe ich es nicht gehört — schwingt durch den heißen Raum: „Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben" ...

Das ist die eine Melodie, die nun alle Tage mit mir mitschwingt. Die Waldarbeiter und Tagelöhner dicht an der alten russischen Grenze bei Prostken singen das Lied, und die Hochzeitsgesellschaft auf einer Bauernhochzeit in einem Dorf dicht bei Allenstein jubelt es heraus; der helle Sopran der Braut klingt bekenntnisvoll über den Altstimmen der Freundinnen. „Will Vaterland dir bleiben auf ewig fest und treu."

In diesem ostpreußischen Teil des Abstimmungsgebietes liegen die großen geschichtlichen Stätten, liegen die Grabkreuze und der Heldenruhm von Tannenberg. Hohenstein. Zuletzt habe ich das Landstädtchen gesehen, als die Flammen aus den Häuserreihen am Markt schlugen und die eisernen T-Träger wie Rohrstöcke gebogen waren. Der Staub und der Dunst der großen Schlacht lag über der brennenden Stadt, die eben von der Landwehr gestürmt war, der Leichengeruch fing sich in der lastenden Hitze des Augusttages, verlassenes Vieh trieb sich in den Gärten umher. Jetzt grüßen freundliche Neubauten, eine festliche Menschenmenge steht auf dem Marktplatz, die Frühlingssonne glitzert über dem frischen Mauerwerk, das von dem Wiederaufbau Ostpreußens so sachliche Sprache redet.

Grabreihen um Grabreihen auf dem großen Heldenfriedhof bei Waplitz. Niemand will es hier im Lande fassen, daß so viel Blut um diese Erde vergebens geflossen sein sollte, und die Masuren waren nicht die schlechtesten Soldaten in den Reihen dieser ostpreußischen Divisionen, die bei Tannenberg den Sieg hoch an ihre Helme rissen und marschierten, daß es fast über die Möglichkeit der Menschenkraft ging.

Tannenberg. Ein paar Mauerreste einer verfallenen Kapelle, dunkle Tannen um den Gedenkstein zur Erinnerung an die andere, die verlorene Ordensschlacht. 1410. Da fing das Kapitel an, dessen Ende noch nicht geschrieben ist. Ullrich von Jungingen, der Hochmeister, verschmähte es, die noch nicht zum Schlage bereiten Polen anzugreifen. Vorhänge rauschen auseinander, und auf der historischen Bühne steht immer wieder das Spiel des andrängenden Polentums, das die Hand nach dem Reichtum und der Kultur streckt, die nicht von ihm geschaffen wurden. Ein Findlingsblock ruht an der Stelle der alten Kapelle. Ullrich von Jungingen soll an dieser Stelle gefallen sein. Der Schullehrer erklärt. Ein Tagewerker erzählt mir unterdessen. „Hier stimmt alles deutsch. Die Polen haben es ganz aufgegeben. Bei Allenstein soll es ja anders sein. Hier?" Er zuckt die Achseln. „Wir kennen sie zu gut. Wer will in die Mordsschweinerei hinein?" Ich kann nicht helfen, er sagt Mordsschweinerei, aber in einem hat er unrecht, bei Allenstein ist man derselben Meinung wie bei Tannenberg. Es gibt im Landkreis Allenstein ein paar Dörfer, in denen stärkere polnische Minoritäten sind, die sich auf die Stimme von namentlich seit 1900 eingewanderten Polen stützen, aber das ändert an dem Gesamteindruck wenig, und im katholischen Bischofsburg im Ermeland, wo die Konfessionslinie, die den evangelischen Masuren von den katholischen Polen trennt, nicht vorhanden ist und die polnische Geistlichkeit stark mit der Möglichkeit der Beeinflussung des katholischen Ermeländers rechnete, dort in Bischofsburg war die Stimmung so geschlossen deutsch, wie nur irgendwo in Masuren. Es wird über das Ermeland noch einiges zu sagen sein, weil die Polen hier doch noch nicht alles verloren gegeben haben wie in Masuren, aber deutsch stimmen wird das ganze ostpreußische Abstimmungsgebiet, daran zweifeln — nicht einmal die Entente-Männer in Allenstein mehr.

III.

In dem einfachen weißgetünchten Hotelsaal in Bischofsburg im Ermland hängen die alten schönen Brauthauben und die so farbenfreudig und köstlich gewirkten Umschlagetücher an den Wänden. Ein alter Bauer spricht: „Wir stehen in Deutschland gleichsam wie in einem Blumentopf. Liebe Landsleute, im Kriege war's überall schlecht, aber am schlechtesten war es in Polen. Es ist keine Wirtschaft, das Herz blutete dem Landmann, wenn er sah, wie das Land behandelt wurde. Der Holzpflug wird von der Frau über den Acker gezogen . . ." Seine Augen, die hell aus dem dunkelgebrannten Gesicht blicken, bleiben an den schönen alten Tüchern und Hauben hängen. „Sie tragen im Winter und im Sommer ihren Schafspelz, sie haben keine Stiefel, sie haben keine Schränke in ihren Lehmhütten, sie leben so, wie wir schon vor hundert Jahren und mehr gelebt haben. Es ist eine Widerwärtigkeit, daß man von uns, die das alles kennen, so viel Dummheit verlangt, wie zu dieser Abstimmung nötig ist."

Das ist der Gesichtspunkt, der einer rührigen polnischen Agitation im Ermland den Hals bricht. Ueber alle möglichen Dinge lassen sich geschickte Worte machen, über die deutsche Kulturhöhe, über diesen Trennungs-

strich zwischen zwei Welten, den die Grenze gezogen hat, kommt keine Agitation hinweg. Das Bistum Ermland hat in den drei Jahrhunderten, in dem es als deutscher Staat mit deutschem Domkapitel und deutschen Städten unter der Lehnshoheit des polnischen Königs stand, seinen deutschen Charakter nicht verloren, trotzdem die Polen es an Versuchen, das reiche Gebiet zu polonisieren, nicht fehlen ließen, und seit Friedrich dem Großen hat das Land seine eigene, ermländische, seine deutsche Kultur zu hoher Blüte getrieben. Es gibt Dörfer, die starke polnische Minoritäten haben, namentlich seit 1900, aber auch früher gab es polnische Einwanderung; irgendwelche Bedeutung kommt jedoch diesem Dutzend Dörfern bei dem Abstimmungsergebnis nicht zu. Die ganze polnische Wahlarbeit in diesem katholischen Gebiet dient, wie die Dinge nun liegen, nur dazu, die Erbitterung zu verschärfen, Mißtrauen und Feindschaft zu säen. Denn darin versteht der Ermländer keinen Spaß, er faßt die Frage schon, ob er „Pollake" werden soll, als Beleidigung auf, es geht ihm über den Spaß, mit den Zuständen jenseits der Grenze, von denen er ja täglich hört, verkuppelt zu werden. Daher die Zwischenfälle in Bischofsburg, bei denen polnische Schauspieler so peinliche Erfahrungen über den deutschen Charakter des Landes machen mußten.

Anders liegen die Dinge in Westpreußen. An dem deutschen Charakter der Städte Marienwerder und Marienburg und dem Eylau, das ja Deutsch schon in seinem Namen trägt, Deutsch-Eylau, wird kein vernünftiger Mensch zweifeln. Als wir am 7. Mai des vergangenen Jahres in Versailles hörten, daß in Marienburg Abstimmung sein sollte, hielt man, obwohl man an politischen Irrsinn gewöhnt wurde, dies doch für ein Versehen, bis die Karte die Absicht zeigte. Drei Kreise von den vier zur Abstimmung in Westpreußen bestimmten haben eine fast rein deutsche Bevölkerung, aber in dem vierten, in Stuhm, hat eine starke polnische Einwanderung, die bis in das letzte Jahr vor dem Krieg andauerte, die Prozentzahl der Polen so erhöht, daß vielleicht die Zahl von 50 Prozent erreicht wird. Selbstverständlich hat man infolgedessen das Stichjahr für die Abstimmung in Westpreußen im Gegensatz zu der in Ostpreußen auf 1914 festgesetzt, so daß alle bis 1914 Eingewanderten mitstimmen dürfen! Bei Stuhm, dem ländlichen Kreisstädtchen dieses gut bevölkerten Kreises, geht aber die Eisenbahn Marienwerder—Dirschau—Danzig, die für die Polen so begehrte Nord—Süd-Ader, vorbei. Man merkt, die Rechnung ist ganz hübsch aufgemacht, denn nun kommen die wirtschaftlichen Erwägungen, die Versailles vorsieht, und die, wie Flensburg gezeigt hat, niemals im Sinne der deutschen oder nur der gerechten Sache ausgelegt werden. Der Fall liegt ernster, und da ich es für sehr töricht hielte, hier rosenrote Bilderchen zu malen, möchte ich an diesem ersten Punkt nicht vorübergehen. Allerdings liegt der Kreis Stuhm in der Mitte des westpreußischen Abstimmungsgebietes, an der Abstimmung der anderen Teile ist eben kein Zweifel, ohne Rechtsbruch, ohne die Verhöhnung der Idee dieser Abstimmungsstimmung, würde, selbst wenn die Polen fünfzig und ein halbes Prozent in Stuhm herauswirtschaften, die Möglichkeit einer Grenzführung im Sinne Polens nicht gegeben sein. Nach meinen persönlichen Erfahrungen im Kreise Stuhm glaube ich aber an die Möglichkeit der polnischen Majorität nicht.

*

Der deutsche Tag in Stuhm. Ich sehe die Wege und Landstraßen, die an diesem Frühlingssonntag bedeckt sind mit Tausenden von Fuhrwerken, ein Menschenstrom ergießt sich in das kleine Städtchen. In den Anlagen, die ein breiter Lindengürtel umgibt, sammelt sich der Festzug

von etwa 12 000 Menschen. Macht es die jubelnde Frühlingssonne, machen es die alten deutschen Linden, macht es die Kampfstimmung im Kreis, das Wissen um die Not der Entscheidung, in den vielen, fast zu vielen Versammlungen, die ich in diesen Tagen in den bedrohten Grenzmarken gesehen habe, war eine so starke Wucht der Stimmung doch noch nicht erreicht. Das Bild war immer das gleiche, man fühlte den Ernst und die Wärme des deutschen Schwurs, es handelte sich niemals um Regiekunststücke, aber hier in Stuhm brachte allein schon der aufschreiende Gesang der Riesenmenge den erschütternden Eindruck der höchsten Kampftage eines ganzen Volkes hervor. Von einer Bank soll ich den bedrängten Volksgenossen den Gruß aus dem Reiche bringen. Ich sehe in ein brandendes Meer von Köpfen, und wenn die paar einfachen Worte, die zu sagen sind, fallen, die Worte, daß man sie nicht vergessen werde, geht es wie Wellen über diese Gesichter. Ich sehe in brennende Augen, ich sehe feste und willensheiße Köpfe, es loht wie eine Flamme über dem grünen Festplatz empor: Deutschland. Sie dachten es schlecht zu machen in Versailles, und sie haben ein Fanal entzündet in der Ostmark, das leuchtet über die Jämmerlichkeit des Tagesgetriebes und flammt von Marggrabowa bis über den Festplatz im kleinen Stuhm: Deutsch sein, deutsch leben, deutsch sterben. Es weht ein heiliger Wind in dieser mißhandelten Ecke Deutschlands, und wir haben sein Wehen verspürt, und unsere Herzen werden von ihm zeugen.

*

Schließlich noch zwei kurze sachliche Erwägungen am Ende der Fahrt: Die deutschen Reeder müssen zu den Abstimmungstagen Schiffe bereitstellen, denn es ist jetzt schon kein Zweifel, daß die Polen alles tun werden, die Reise durch den Korridor zu erschweren, wenn nicht zum festgesetzten Termin unmöglich zu machen. Außerdem, die Regierung muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Polen mit der Idee umgehen, das Ergebnis der Abstimmung durch Waffengewalt umzustoßen. Möglicherweise würden die Italiener in dem Fall ein paar Demonstrationsschüsse abgeben, aber es wäre gut, auch an diesen ernsten Ausgang der Wahl zu denken und Vorsorge zu treffen, daß, was deutsch gestimmt hat, auch deutsch bleibt — und nicht nur an die augenblicklich so ungünstige militärische Konstellation der Polen zu denken.

Berliner Tageblatt

Nr. 236 und 242 vom 21. und 26. Mai 1920.

Dr. Paul Michaelis.

I.

Nach der Entscheidung im nördlichen Schleswig richten sich die Blicke nach dem deutschen Osten. Wie steht es mit den ostdeutschen Abstimmungsgebieten? Eine an die große deutsche Presse aller Richtungen ergangene Einladung gab die willkommene Gelegenheit, frühere Beziehungen zu Land und Bewohnern wieder aufzufrischen, in Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten zu treten und so die nötigen Grundlagen für ein eigenes Urteil zu gewinnen. Die Fahrt begann in Lyck und führte durch sämtliche Kreise des Regierungsbezirkes Allenstein. Begünstigt von sonnigem Frühlingswetter, ließ sie die Schönheit der Landschaft in abwechslungsreichen Bildern erkennen. Das wellige Gelände mit seinen zahllosen größeren und kleineren Seen, die ausgedehnten Wälder und die in üppigem Grün sprießenden Felder geben dem südlichen Ostpreußen seinen reizvollen Charakter.

Der Krieg ist über das Abstimmungsgebiet hinweggebraust und hat seine Spuren bis zum heutigen Tage hinterlassen. Kaum eine größere Stadt, kaum ein Dorf, in denen nicht ein Teil der öffentlichen und privaten Gebäude in Schutt und Asche gelegt wurde. Gleich in Lyck sah man noch die Ruinen der in Brand geschossenen Kirche und zahlreiche Lücken in den einzelnen Straßen. Und diese Eindrücke wiederholten sich von Tag zu Tag. Insgesamt sind im Regierungsbezirk Allenstein nicht weniger als 14 116 öffentliche und private Gebäude zerstört worden. Aber erfreulicherweise ist der Wiederaufbau, der schon im Jahre 1915 einsetzte, bereits weit gediehen. Bis Ende 1919 waren 9069 Gebäude wieder hergestellt und 2115 weitere im Bau begriffen. Auch heute noch wird trotz der hohen Materialpreise und Löhne und der sonstigen Schwierigkeiten weiter gearbeitet, wenn auch eine gewisse Verzögerung in der Wiederherstellung unvermeidlich geworden ist. Neben Reich und Staat haben dabei auch zahlreiche deutsche Städte tatkräftig mitgewirkt. Es war eine besondere Freude, feststellen zu können, daß Ortelsburg, beim Rückzug der Russen in Brand geschossen, zum größten Teil schon wieder aufgebaut worden ist. Durch die Unterstützung Berlins, das die Patenschaft übernommen hatte, wurde der Bauplatz für das neue Gymnasium erworben, der Park für Ortelsburg erschlossen und ebenso der Platz für ein Volkshaus gesichert. „Noch Kind und Kindeskinder werden Berlin für die Unterstützung dankbar sein", erklärte uns der Bürgermeister von Ortelsburg.

Schon die Teilnahme, die den Bewohnern Ostpreußens vom ganzen Reich während des Krieges gezeigt wurde, ist eigentlich als ein Beweis dafür anzusehen, daß die Bedeutung Ostpreußens vom deutschen Volk nicht unterschätzt wird. Man hört trotzdem immer wieder die Klage, daß die Ostpreußen vom übrigen Reich vergessen und verlassen seien. Es drückt sich darin die Enttäuschung über den Ausgang des Krieges und über den Frieden von Versailles aus. Tatsächlich ist Ostpreußen dadurch in eine schwierige Lage gebracht worden. Durch den polnischen Korridor

vom Reich abgeschnitten und auf sich selbst angewiesen, muß es die Isolierung in wirtschaftlicher wie politischer Beziehung schmerzlich empfinden. Deshalb ist man in Ostpreußen, und besonders im Abstimmungsgebiet, ganz besonders dankbar für jedes Zeichen tatkräftiger Teilnahme und Unterstützung. Aber mit Worten allein können die ostpreußischen Beschwerden nicht behoben werden. Ostpreußen hat gerade wegen seiner Isolierung schwere wirtschaftliche Sorgen, die beseitigt werden müssen, wenn es nicht verkümmern soll. An eine Loslösung vom Reich denkt die große Masse der Bevölkerung gewiß nicht; was darüber von unverantwortlichen Personen an haltlosen Projekten ausgeheckt worden ist, das blieb ohne Wiederhall bei der großen Mehrzahl der Bewohner. Aber Ostpreußen beansprucht eine Rücksicht auf seine besonderen Verhältnisse. Und diese Wünsche können nicht mit einer Handbewegung abgetan werden. Der jetzige Oberpräsident Siehr, ein aufrechter Demokrat, ist durchaus die geeignete Persönlichkeit, um in enger Fühlung mit Preußen und dem Reich die besonderen Lebensbedingungen seiner Provinz im Rahmen des Möglichen zur Geltung zu bringen. Man wird ihm dazu Erfolg wünschen und zugleich die Erwartung aussprechen müssen, daß es gelingt, die Abschnürung durch den polnischen Korridor, wenn nicht völlig aus der Welt zu schaffen, so doch derart zu modifizieren, daß ein ungehinderter Verkehr zwischen Ostpreußen und dem Reich wieder durchgesetzt wird. Denn wie heute Polen im Korridor seine Macht handhabt, ist allerdings der notwendige Austausch zwischen Ostpreußen und dem Reich so gut wie völlig unterbunden.

Wie im nördlichen Schleswig, so überrascht auch im ostpreußischen Abstimmungsgebiet ein starker Heimatsinn. In Masuren ist er noch durch die bitteren Erfahrungen des Krieges verstärkt worden. Hier drangen die östlichen Horden wie vor Jahrhunderten die Tartaren zuerst ein, verbrannten die Hütten, führten das Vieh weg, vergewaltigten die Frauen und Mädchen und verschleppten die Männer. Von der Erinnerung an diese furchtbare Zeit kommt man hier nicht los. Durch das ganze Land hört man das Masurenlied, das die Schönheit der Heimat preist und immer wieder wird daneben das alte deutsche Lied gesungen: „Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland." Denn als Vaterland kommt für den Masuren nur Deutschland in Betracht. Gerade unter den Masuren gibt es niemanden, der polnisch fühlte und unter polnischer Herrschaft stehen wollte. Wir wohnten in Lyck einem Heimatfest des Masurenbundes bei, das von zweitausend Menschen besucht war. Es war für jeden Teilnehmer ergreifend, als diese Männer und Frauen auf die Frage, ob sie deutsch bleiben wollten, einmütig sich erhoben und bekannten: „Ja, wir geloben es!"

Der Masure denkt deutsch, und er spricht auch zum größten Teil deutsch. In Lyk findet zwar noch masurischer Gottesdienst statt, aber er wird fast nur von alten Weibchen besucht. Die junge Generation beherrscht das Masurische, das übrigens mit dem Polnischen durchaus nicht gleich ist, nur zum kleinsten Teil. Aber auch die Männer, die sich mit dem Deutschen nicht ohne Schwierigkeiten abfinden, denken gar nicht daran, deshalb Polen werden zu wollen. Gerade bei den Masuren ist „Pollack" das größte Schimpfwort. Es war ein Meisterstück der früheren preußischen Bureaukratie, diese guten Deutschen wenigstens der Sprache nach zu Polen zu stempeln. Als es sich im Jahre 1911 darum handelte, die Ostmarkenzulagen auch den ostpreußischen Beamten zuzuwenden, da brachte man

glücklich eine Statistik zustande, nach der 92 Prozent der Bevölkerung masurisch sprechen sollte. In Versailles ist viel gesündigt worden, aber ohne diese unglaubliche Statistik des amtlichen Preußens hätte man wohl das südliche Ostpreußen von einer Abstimmung über sein Deutschtum verschont.

Jetzt muß Masuren um sein Deutschtum kämpfen. Aber es ist nicht zweifelhaft, daß es siegen wird. Ja, man muß fragen, ob die Polen sich überhaupt an der Abstimmung beteiligen werden. Ihre Aussichten sind so gering, daß sie es vielleicht vorziehen werden, sich der Stimme zu enthalten. Wie deutsch die ganze Bevölkerung empfindet, dafür spricht bereits die Tatsache, daß von den 275 000 Stimmberechtigten des ostpreußischen Abstimmungsgebietes nicht weniger als 225 000 in den 1200 *Heimatsvereinen* organisiert sind, die in einem engen Netz sich über das ganze Gebiet verbreiten. Und diese Stimmung kehrt überall wieder. Man findet sie gleichmäßig von der Ostgrenze bis zu den *Kernsdorfer Höhen*, die an den ohne Abstimmung zu Polen geschlagenen *Soldauer Kreis* grenzen.

Während die Verhältnisse in den von Masuren bewohnten Teilen des Gebietes sich fast durchweg gleichen, liegen die Dinge in den Kreisen *Allenstein-Land* und *Rössel* etwas anders. Hier ragt der südliche Zipfel des *Ermelandes* in das Abstimmungsgebiet hinein. Seine zum größten Teil katholische Bevölkerung ist gleichfalls, soweit sie deutschen Stammes ist, fast ausnahmslos auch deutsch gesinnt und dürfte durchweg deutsch stimmen. Aber beide Kreise sind mit polnischen Elementen stark durchsetzt; deshalb bedarf es hier einer besonderen Anstrengung, um zu verhindern, daß zwar nicht die Mehrheit polnisch entscheidet, denn daran ist nicht zu denken, daß aber nicht einzelne Gemeinden eine polnische Mehrheit ergeben. Indessen darf man nach allem, was man auch in diesen Kreisen hörte, der Abstimmung mit gutem Vertrauen entgegengehen. Gerade in *Bischofsburg*, dem bedeutendsten Orte des Kreises Rössel, trat uns eine so starke Begeisterung für die deutsche Sache entgegen, daß alle Besorgnisse als unberechtigt abgewiesen werden mußten. So wird das Ergebnis über das gesamte Allensteiner Abstimmungsgebiet dahin zu ziehen sein, daß es unter allen Umständen eine *große Mehrheit für Deutschland* ergeben wird, und daß höchstens einzelne für die Gesamtheit belanglose Ortschaften einen stärkeren Teil polnischer Stimmen aufbringen dürften. Der Sieg des Deutschtums ist hier auf jeden Fall gesichert. Daß er *überwältigend* wird, dazu müssen auch die Abstimmungsberechtigten im Reich ihre Pflicht in vollem Maße erfüllen.

II.

Marienburg, im Mai.

Anders als in Masuren und Ermeland liegen die Verhältnisse in den vier westpreußischen Kreisen, die gleichfalls ihr Deutschtum nur durch eine Abstimmung behaupten können. Deshalb hat man sich hier auch zu einer anderen Methode als in Ostpreußen entschlossen. Während man in Masuren und Ermeland die gesamte Bevölkerung, weil sie im wesentlichen eine einheitliche Masse darstellt, in den unpolitischen *Heimatsvereinen* zusammenfaßte, bildete man in Westpreußen *Arbeitsgemeinschaften der politischen Parteien*. Man stellte alle Parteidifferenzen zurück, aber man ließ jeder einzelnen Partei die Freiheit, für das Deutschtum nach ihren Parteigrundsätzen zu arbeiten.

Und es muß anerkannt werden, daß diese Arbeitsteilung sich außerordentlich bewährt hat: daß vor allen Dingen die Sozialdemokratie und das Zentrum für die Gewinnung der schwankenden Elemente sehr nützliche Arbeit geleistet haben. Indessen forderte dieser Zusammenschluß für die Demokratie eine gewisse Entsagung, und auch aus diesem Grunde wird man wünschen müssen, daß eine möglichst baldige Abstimmung den einzelnen Parteien ihre Bewegungsfreiheit wiedergibt.

Von den vier westpreußischen Kreisen kommen Marienburg und Marienwerder nur so weit in Betracht, als sie rechts der Nogat und Weichsel liegen. Ihre westlichen Teile sind bereits durch den Friedensvertrag zu Danzig und Polen geschlagen worden. Beim Kreise Rosenberg fehlt jeder sachliche Grund für eine Befragung der Bevölkerung; er ist rein deutsch und wohl nur herangezogen, weil er die Brücke zwischen den ost- und westpreußischen Abstimmungsgebieten bildet. Er hat auch, ebenso wie der größte Teil von Marienwerder, nie zum polnischen Reich gehört. Auch Marienburg und Marienwerder sind uraltes deutsches Kulturgebiet. Ihre ehrwürdigen Ordensburgen legen dafür ein überwältigendes Zeugnis ab. Hier haben überall die Polen nichts zu suchen.

Im Kreise Stuhm, der sich zwischen Marienwerder und Marienburg einschiebt, ist die polnische Bevölkerung stärker vertreten. Man schätzt sie auf 46 Prozent der gesamten Bevölkerung von etwa 40 000 Seelen. Es will aber scheinen, als ob sich dieses Verhältnis bei der Abstimmung wesentlich zugunsten der Deutschen verschieben dürfte. Einen lebendigen Beweis dafür konnten wir selbst beiwohnen. Am 2. Mai hatten die Polen in Stuhm, dem Mittelpunkt des Kreises, einen polnischen Tag mit Umzügen veranstaltet, an dem etwa 2500 Personen teilgenommen haben sollen. Zwei Wochen später, am 16. Mai, kam die Erwiderung mit einem deutschen Tag. Wer ihn miterlebte, dem wird er unvergeßlich sein. An dem großen Umzug, dessen Vorbeimarsch länger als eine Stunde dauerte, nahmen etwa 12 000 Abstimmungsberechtigte teil. Sie waren mit zahllosen Bannern und Plakattafeln erschienen; überall las man die Inschrift: „Wir waren deutsch, wir sind deutsch, wir wollen deutsch bleiben." Auf den fünf Chausseen, die von Stuhm ausstrahlen, standen die Wagenburgen der Besucher einen Kilometer weit und länger. Die Teilnehmer selbst, Männer und Frauen, jung und alt, reich und arm, waren von der gleichen nationalen Begeisterung erfüllt. Von den großen Gütern kamen die Besitzer mit Frau und Kindern, begleitet von ihren Arbeitern und Arbeiterinnen. Es gab an diesem Tage keine sozialen Unterschiede. Den Abschluß bildete eine große Kundgebung auf einer von vielen Tausenden erfüllten Waldwiese. In einer zündenden Ansprache betonte der katholische Propst von Marienburg, eine echt deutsche Erscheinung, die nationale Zuverlässigkeit der deutschen Katholiken. Wenn man bedenkt, daß der Kreis Stuhm kaum mehr als 20 000 Abstimmungsberechtigte aufweisen dürfte, dann wird man nach dieser Demonstration auch in dem am meisten gefährdeten Stuhmer Kreise auf eine sichere deutsche Mehrheit rechnen können.

Trotzdem ist es notwendig, die Abstimmungsberechtigten im Reich, soweit sie im Kreise Stuhm Heimatsrecht haben, auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen. Hier darf niemand fehlen. Unter normalen Umständen wäre die Heranziehung der Abgewanderten auch nicht schwer. Aber im Osten stellen sich der Einreise bedenkliche Hindernisse entgegen. Die Fahrt durch den polnischen Korridor ist nicht bloß beschwerlich und unsicher,

sondern man muß auch besorgen, daß die Polen im entscheidenden Augenblick die verbindenden Bahnlinien sperren werden. Dann bliebe nur der Seeweg übrig. Die jetzt zur Verfügung stehenden kleinen Personendampfer reichen aber für die Beförderung so großer Massen bei weitem nicht aus. Deshalb muß die deutsche Reederei unter allen Umständen dafür sorgen, daß die nötigen Schiffe für die Abstimmungsberechtigten bereitgestellt werden. Die Reeder bringen damit zweifellos ein großes Opfer, aber eine dem Deutschtum im ganzen Osten günstige Abstimmung ist für die Zukunft des Reiches von so weittragender Bedeutung, daß hier der kategorische Imperativ der nationalen Pflicht entscheiden muß.

Wenn man fragt, weshalb die Polen eigentlich diese ganz überwiegend deutschen Kreise beanspruchen, so liegt die Antwort nahe. Einmal handelt es sich um ein landwirtschaftlich hochentwickeltes Gebiet, dann aber führt die große Bahnlinie Marienburg—Mlawa, die bequemste Verbindung zwischen Danzig und Warschau, durch die westpreußischen Kreise. Es ist begreiflich, daß den Polen der Besitz dieser Linie sehr erwünscht erscheint. Sie wissen zwar heute schon, daß sie ihr Ziel auf dem Wege der Abstimmung nicht erreichen werden, aber sie berufen sich auf die Bestimmung des Friedensvertrages, wonach neben den Stimmen auch die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse bei der Entscheidung der Entente in Rücksicht gezogen werden sollen. Indem man diese Klausel so weit als irgend möglich interpretiert, stellt man es als sicher hin, daß die Bahn selbst mit den angrenzenden Gebieten zu Polen geschlagen werden würde. Ja, die Polen gehen noch weiter, indem sie die Deutschen mit der Behauptung einzuschüchtern versuchen, daß die ganze Abstimmung keinen Zweck habe. Die vier westpreußischen Kreise würden, gleichviel wie die Abstimmung ausfällt, doch mit dem Polnischen Reich vereinigt werden.

Diese immer von neuem wiederholte Behauptung ist deshalb nicht ganz ungefährlich, weil sie die deutsche Bevölkerung zu einer gewissen Gleichgültigkeit verführen könnte. In Wirklichkeit kann gar keine Rede davon sein, daß die Entente das nationale Selbstbestimmungsrecht, das sie selbst verkündet hat, in dieser gröblichen Weise mißachten sollte. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Abstimmung beim künftigen Schicksal des Gebiets den Ausschlag geben muß, und daß die geographischen und wirtschaftlichen Fragen nur dort in Betracht kommen können, wo die Abstimmung in einzelnen Gemeinden unentschieden geblieben ist. Deshalb gibt es für die Deutschen in diesen Kreisen gar keine andere Aufgabe, als zunächst einmal durch den Stimmzettel eine vollendete Tatsache zu schaffen. Und es ist erfreulicherweise bestimmte Aussicht vorhanden, daß die Abstimmung eine große deutsche Mehrheit auch in Westpreußen bringen wird.

Bis zur Entscheidung unterstehen die ostdeutschen Gebiete ebenso wie Schleswig und Oberschlesien der Kontrolle internationaler Kommissionen. In Allenstein liegt die Leitung in der Hand Englands, in Marienwerder bei Italien. Wir hatten Gelegenheit, einer Einladung des italienischen Vorsitzenden Exzellenz Pavia zu folgen und wurden von den vier Herren der Kommission, in der noch England, Frankreich und Japan vertreten ist, sehr liebenswürdig aufgenommen. In Rede und Gegenrede wurden die Wünsche der Deutschen zum Ausdruck gebracht; ganz besonders wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Abstimmung möglichst bald stattfinden zu lassen. Exzellenz Pavia, dessen objektives Verhalten wie persönliche Liebenswürdigkeit allgemein

anerkannt wird, betonte den Willen der Kommission, nach beiden Seiten im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit ihr Amt zu führen, deutete aber an, daß sich vielleicht eine *Verschiebung der Abstimmung* nicht vermeiden lassen werde. Den Abschluß des Besuchs bildete dann eine Besichtigung der Kaserne, auf deren Hof die italienischen Bersaglieri in Parade aufgestellt waren und den Gästen ihren berühmten Laufschritt zeigten. Es darf hinzugefügt werden, daß sich die italienischen Truppen bei den Einwohnern des besten Rufs erfreuen.

Der Wunsch, von der fremden Kontrolle so schnell als möglich befreit zu werden, um die Verwaltung wieder in die eigene Hand nehmen zu können, ist trotzdem aus begreiflichen Gründen allgemein. Deshalb muß die Verzögerung der Abstimmung als im höchsten Maße bedauerlich empfunden werden. Man kann der Bevölkerung nicht zumuten, sich von Monat zu Monat vertrösten zu lassen. Die Vorbereitungen der Wahl sind so weit gediehen, daß bereits Ende Juni abgestimmt werden könnte. Es war denn auch früher vom 27. Juni als dem Abstimmungstage die Rede. Als wir dann im Gebiet waren, wurde wieder der *11. Juli* genannt. Wenn jetzt eine abermalige Hinausschiebung des Termins stattfinden sollte, so würde es sich dabei um eine einseitige Rücksichtnahme auf die Proteste der Polen handeln, die ganz offen von der „Machtlosigkeit und Ratlosigkeit“ der interalliierten Kommission sprechen. In einer derartigen Verschleppung der Entscheidung liegt eine große Gefahr, die von der Entente nicht unterschätzt werden sollte. Die nationale Erregung hat im Abstimmungsgebiet einen so hohen Grad erreicht, daß sie nicht weiter gesteigert werden kann, wenn es nicht zu bedenklichen Konflikten kommen soll. Von deutscher Seite fordert man nichts weiter als eine baldige Abstimmung, gleiche Voraussetzungen für beide Teile und eine Entscheidung gemäß dem nationalen Selbstbestimmungsrecht. Es liegt an der Entente, diesen billigen Forderungen in jeder Hinsicht zu entsprechen. Dem Tage der Abstimmung selbst darf das deutsche Volk *mit vollem Vertrauen* entgegensehen.

„Germania“.

Nummer 217, 219, 223 und 225 vom 22., 23., 27. und 28. Mai.

Dr. Karl Maser.

I.

Nach dem Friedensvertrage muß in den ostpreußischen Kreisen Allenstein, Rössel, Osterode, Ortelsburg, Sensburg, Lötzen, Johannisburg, Lyck, Oletzko (Marggrabowa) und im nördlichen Teil des Kreises Neidenburg (der südliche Teil mit der Stadt Soldau mußte ohne weiteres an Polen abgetreten werden) eine Befragung der Bevölkerung unter Aufsicht einer Interalliierten Kommission darüber erfolgen, ob das Land bei Deutschland bleiben will oder zu Polen geschlagen werden soll. Nach den bisherigen Verlautbarungen der in Allenstein residierenden Kommission soll die Abstimmung am 17. Juli (?) stattfinden. Stimmberechtigt ist, wer am 10. Januar 1920 das 20. Lebensjahr vollendet hat und entweder in der Zone geboren ist oder dort mindestens seit dem 1. Januar 1905 seinen Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt hat. Der letztere reichlich willkürlich erscheinende Termin ist aus Rücksicht auf die Polen festgesetzt worden, da erst seit 1905 die geringe neuere polnische Einwanderung datiert, die einen Grund dafür bietet, daß dieses Gebiet überhaupt einer Abstimmung unterworfen wird. Der zweite Grund ist die Hoffnung auf die Masuren, die indessen keineswegs polnisch, sondern masurisch sprechen, das Hochpolnisch nicht verstehen und sich auch nicht als Polen fühlen. Sie sind ein Mischvolk, das dadurch entstanden ist, daß etwa um 1400 eine Einwanderung polnischer Volksteile in das vom Deutschen Ritterorden kolonisierte und mit Deutschen besiedelte Land begann. Während die Schriftsprache der Masuren deutsch ist, ist in der Umgangssprache noch heute zu bemerken, daß das masurische Volk aus zwei ineinander aufgegangenen Massen entstanden ist. Bekanntlich unterscheidet es sich von den Polen auch noch durch die Religion, es ist evangelisch. Trotzdem gibt es in Masuren gegenüber 15 deutschen Zeitungen mit über 100 000 Abonnenten auch eine polnische, der in Ortelsburg erscheinende Mazur, der aber nur 500 Abonnenten hat und nur durch außerordentliche Zuschüsse von polnischer Seite aufrecht erhalten wird. In den letzten Jahren angestellte Versuche, weitere polnische Zeitungen herauszugeben, sind gescheitert. Die Blätter mußten nach kurzem Bestehen eingehen, weil niemand sie las.

Außer Masuren, das niemals zu Polen gehört hat, fällt der südliche Teil des Ermlandes, die Kreise Allenstein und Rössel, in das Abstimmungsgebiet. Das Bistum Ermland ist im Jahre 1250 als selbständiger Staat gegründet worden. Die Bischöfe waren deutsche Reichsfürsten und sind es auch geblieben, als nach dem zweiten Thorner Frieden von 1466 das Land unter polnische Oberhoheit gestellt wurde. Sie hat bis 1772 gedauert. Die Vorfahren der heutigen ganz überwiegend rein deutschen Bewohner des Ermlandes sind vom Deutschen Ritterorden zur Bevölkerung des eroberten Gebiets herbeigerufene deutsche Einwanderer, die anstelle der in den Kämpfen mit dem Orden zum größten Teil untergegangenen Urbewohner, der mit den heutigen Litauern stammverwandten Pruzzen das Land in Kultur nahmen. Eine polnische Einwanderung hat nach 1466 stattgefunden, sie hat allerdings ebenso wie die neuere (1906 bis

1909), von der oben schon die Rede war, nur beschränkten Umfang gehabt. Allein der südliche Teil des Kreises Allenstein und zwanzig Dörfer des Kreises Rössel sind zum Teil von Einwanderern aus Polen bewohnt. Die deutschen Namen dieser Dörfer beweisen aber, daß sie ursprünglich rein deutsch waren.

Von den durch den Friedensvertrag nicht an Polen gefallenen Kreisen Westpreußens hat in Stuhm, Rosenberg und den rechts der Weichsel bezw. rechts der Nogat gelegenen Resten von Marienwerder und Marienburg eine Volksabstimmung stattzufinden. Auch dieses Gebiet ist altes deutsches Ordensland und die polnische Herrschaft (bis 1772) hat weder vermocht, ihm seinen deutschen Charakter zu nehmen, noch ihm eine überwiegend polnische Bevölkerung zu geben. Der Kreis Rosenberg ist zu 90 Prozent deutsch. Gefährdet ist nur der südliche in die abgetretenen Kreise Graudenz und Löbau hineinragende Teil, die Enklave um Bischofswerder. Auch der Kreis Marienwerder darf als zu 90 Prozent deutsch angesehen werden. Eine größere polnische Minderheit weist nur seine Nordwestecke von der Niederung an der Weichsel mit Uebergang über die Weichsel nach Mewe (im polnisch gewordenen Teile des Kreises) bis zur Südgrenze des Kreises Stuhm auf. Als einziger Kreis der Ostmark, bei dem überhaupt für die Abstimmung ein größerer Erfolg der Polen zu befürchten ist, gilt der Kreis Stuhm. Nach der amtlichen Statistik gibt es hier 58 Prozent Deutsche und 42 Prozent Polen. Diese Angabe findet ihre Bestätigung in dem Ergebnis der Reichstagswahl von 1912, wo 11 668 deutschen Stimmen 7226 auf den polnischen Kandidaten abgegebene gegenüberstanden, und in der Beteiligung an der Wahl zur Nationalversammlung im Jahre 1919, wo 58 Prozent der wahlberechtigten Stimmen auf die verschiedenen deutschen Kandidaten fielen. Der Westen, Norden und Osten des Kreises ist, wie das Ergebnis der Wahlen in den einzelnen Wahlbezirken ergibt, überwiegend deutsch, nur in der Mitte liegt gewissermaßen eine polnische Enklave, die sich über die Südgrenze des Kreises hinaus bis in den Nordteil des Nachbarkreises Marienwerder erstreckt. Der polnische Kern ist also durch Deutsche eingefaßt. Sollten sich also im Innern des Kreises eine Mehrzahl der Gemeinden für das Polentum entscheiden, so müßte, wenn diese Gemeinden mit der polnischen Republik verbunden werden sollten, ein bedeutender Teil der deutschen Bevölkerung in der Niederung an der Weichsel vergewaltigt werden. Der Rest des Kreises Marienburg schließlich — der größere Teil links der Nogat ist zum Freistaat Danzig geschlagen worden — ist zu 95 Prozent deutsch. — Der Abstimmungstag für Westpreußen steht noch nicht fest. Die Interalliierte Kommission zögert mit der Nennung des Datums, weil die Polen nach ihrer Ansicht noch nicht genügend Zeit zur Agitation gehabt haben. Abstimmungsberechtigt sind alle Zwanzigjährigen, die im Abstimmungsgebiet geboren oder dort seit dem 1. Januar 1914 ansässig sind.

Trotz der historischen Gründe und statistischen Belege für die deutschen Rechte und Aussichten in den beiden Abstimmungsgebieten geben die Polen keineswegs die Hoffnung auf einen Erfolg auf, der ihnen weiteres deutsches Land und vor allem die Bahnen Danzig—Marienburg—Dt. Eylau—Mlawa—Warschau und Danzig—Marienburg—Graudenz zuweisen würde, zwei Linien, die, nebenbei bemerkt, für sie keineswegs Notwendigkeiten darstellen, da für ihren Verkehr die durch den polnischen Korridor verlaufende mehrgleisige Strecke Bromberg—Dirschau—Danzig vollauf genügt. Haben die Polen Grund zur Hoffnung? Wie ist die Stimmung der Bevölkerung in den beiden Abstimmungsgebieten? Können wir hoffen, daß in ihnen eine deutsche Mehrheit erzielt werden

wird? Was geschieht und was muß noch geschehen, um sie, durch Hindenburgs große Siege eben vom russischen Joch befreit, dem Deutschtum zu erhalten und vor Verslawung und daraus folgender Verödung zu bewahren?

Der Ergründung dieser Fragen diente eine gemeinschaftliche *Reise von Vertretern der führenden deutschen Zeitungen durch die Abstimmungskreise.* Der allgemeine Eindruck, den wir dabei gewannen, war, um das vorweg zu nehmen, der, daß an einem großen deutschen Abstimmungserfolg kein Zweifel bestehen kann, wenn jeder Deutsche, der in Betracht kommt, seine Pflicht tut. Wohin wir auch kamen, wen wir auch fragten, immer war die Antwort dieselbe: *Wir waren deutsch, wir sind deutsch und wir wollen deutsch bleiben!* So tönte es aus dem Munde des masurischen Bauern, so aus dem Munde des Ermländers und selbst die polnischen Arbeiter des Polenagitators Graf Sierakowski ließen ihren Herrn im Stich und erschienen geschlossen zum Deutschen Tag in Stuhm, während der Graf seine Rosse zum Polentag nach Marienwerder lenkte. In jedem Dorf, in jeder Stadt, die wir berührten, klang es uns aus Haus und Hütte entgegen: Wir wollen keine Polen werden! Es war ein überwältigendes Bekenntnis zum Deutschtum, das man vor uns überall spontan ablegte, und noch heute sehe ich die leuchtenden Augen jenes im Festzug in Stuhm marschierenden jungen Mädchens und höre ich ihren Ruf: *Deutsch wollen wir bleiben!* Eine nationale Welle geht durch die Lande und sie hat jeden erfaßt ohne Unterschied der Konfession und Partei, jeden Deutschen und Masuren; viele Polen aber, die sehen, wie die abgetretenen einst so blühenden Gefilde links der Weichsel unter polnischer Hoheit ausgepowert werden und in Mißwirtschaft verkümmern, wie die jungen Leute dort dem polnischen Militarismus dienstbar gemacht werden und an der Bolschewistenfront verbluten müssen, werden, das kann man als sicher annehmen, ebenfalls für Deutschland ihren Stimmzettel in die Urne werfen. Aber trotz alledem wird es der Anspannung aller Kräfte bedürfen, um die Gebiete wirklich dem Deutschtum zu erhalten. Denn eine der zahlreichen Schikanen des Friedensvertrages besagt, daß die endgültige deutsch-polnische Grenze auf Grund der Abstimmung nach *wirtschaftlichen* und *geographischen* Gesichtspunkten gezogen werden soll. Diese Bestimmung läßt also der Willkür freie Bahn, und daher gilt es davor auf der Hut zu sein. Nichts aber wird besser vor einer Vergewaltigung dieser deutschen Lande schützen, als ein überwältigender Erfolg bei der Abstimmung. Daher genügt es nicht, daß die sehr rührigen Organisationen in den der Abstimmung unterliegenden Kreisen den letzten dort ansässigen Mann an die Urne bringen, sondern auch die Hunderttausende *Abstimmungsberechtigter*, die im Reiche wohnen, müssen am Abstimmungstage in ihrer alten Heimat ihren Mann stehen. Das ist vaterländische Pflicht, verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Jede einzelne Stimme ist von ungeheurem Wert. Die Erfahrungen, die wir bisher mit unseren ehemaligen Feinden bei der Auslegung des Friedensvertrages gemacht haben, warnen dringend vor jedem Optimismus. Die Deutschen in den Abstimmungsgebieten selbst wissen das; sie werden ihre Pflicht tun. Die große Sorge aber, die noch auf ihnen lastet, ist es, daß auch all die anderen im Reiche, die abstimmungsberechtigt sind, die ihrige tun, daß sie keine Schwierigkeit und Unbequemlichkeit scheuen, um am Tage der Entscheidung an Ort und Stelle zu sein. Kann es jemand über sich bringen, seine Vaterstadt, das Dorf, in dem er geboren, die Stätten, in denen er einst glückliche Jahre verbracht hat, der Möglichkeit preiszugeben, daß sie

dem Polentum verfallen? Diese Stätten, dieses Land, in dem jeder Quadratzoll von jahrhundertelanger deutscher Kulturarbeit zeugt, in dem sich die Burgen des Deutschen Ritterordens als beredte Zeugen deutschen kolonisatorischen Schaffens erheben, in dem Weg und Steg, blühende Felder und grüne Wälder, Haus und Hof das stolze Lied nimmermüder deutscher Pionierarbeit singen und schmucke Städte vom Fleiß und Ordnungssinn des deutschen Bürgers Kunde geben? Wer dieses Land im Stiche läßt, ist ein Verräter am Vaterlande, ist es nicht wert, ein Glied der deutschen Volksgemeinschaft zu sein.

II.

Selbst wenn man über gewisse Empfehlungen verfügt, ist es kein Kinderspiel, sich in der gegenwärtigen Zeit einen Paß zu besorgen. Es ist eine Hausse für Pässe, wie sie nie vorher bestanden hat. Nicht nur wer ins Ausland reisen will, sondern auch wer nach Ost- und Westpreußen, nach Oberschlesien, nach Flensburg, wer an den Rhein und nach der Pfalz will, braucht einen Paß. Der Andrang an den Paßausfertigungsstellen ist groß, und wer das begehrte Papier nach drei Tagen hat, kann sich glücklich preisen; hat er nach drei weiteren Tagen auch die Visa der ausländischen Konsulate erlangt, so hat er berechtigten Anspruch auf den Neid der Zeitgenossen. Für eine Reise, die von Berlin aus in die Abstimmungsbezirke Allenstein und Marienwerder führen soll, hat man für seinen Paß erstens das Visum des p o l n i s c h e n Konsuls für die Reise durch den polnischen Korridor, dieses schmählichste Gebilde des Diktats von Versailles, nötig. Die Polen berechnen dafür 20 Mark und verstehen darunter offenbar den im Friedensvertrag festgelegten ungehinderten Durchgangsverkehr nach Ostpreußen. Zweitens bedarf es eines e n g l i s c h e n Visums für den ostpreußischen Abstimmungsbezirk, in dem England den Vorsitz in der Interalliierten Kommission hat, und drittens eines i t a l i e n i s c h e n Visums für den westpreußischen Abstimmungsbezirk, wo die Italiener das Heft in der Hand haben. Hat man so endlich den dreimal visierten Paß, dann erfährt man zu seinem Erstaunen, daß der D-Zug, der einen nach Königsberg bringen soll, nicht vom Schlesischen Bahnhof über Schneidemühl, sondern vom Stettiner Bahnhof über Stettin—Danzig geht und erhält auch so wieder Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Polen in der Auslegung des § 80 des Friedensvertrages betreffend ungehinderten Durchgangsverkehr kennen und würdigen zu lernen. Diese Gelegenheit bietet sich auch auf der Reise noch öfter, so bei der Paßkontrolle an der polnischen Grenze und während der reichlich ausgedehnten Aufenthalte an den Stationen im Korridor. Beiläufig sei erwähnt, daß aus dem guten Neustadt in Westpreußen die Polen ein Wejherowo und aus der deutschen Stadt Dirschau ein polnisches Tschew gemacht haben. Daß es auch sonst auf den Bahnhöfen an Inschriften und einherstolzierendem Militarismus nicht wenig Polnisches zu schauen gibt, braucht kaum betont zu werden. In mehrfacher Hinsicht erleichtert atmet man auf, wenn man den Korridor hinter sich hat, nicht ohne daß sich von neuem in einem der Gedanke und die Hoffnung regt, daß diese Zustände, wie sie der Versailler Vertrag geschaffen hat, nicht von ewiger Dauer sein werden.

Nach 16stündiger Fahrt lief unser Zug in Königsberg ein. Wir wurden empfangen von Delegierten des Ostdeutschen Heimatdienstes, der Organisation, die ins Leben gerufen worden ist, um auf sie gestützt, den deutschen Sieg bei dem Plebiszit zu erfechten. Es sei hier ein kurzer Ueberblick über diese Organisation eingeschaltet, soweit sie das ostpreußische Gebiet betrifft.

Die Bezirksstelle Allenstein des Ostdeutschen Heimatdienstes entstand im Februar 1918. Als damals bekannt wurde, daß Ostpreußen durch ein Volksvotum um seinen Besitzstand zu kämpfen habe, schloß sich eine Anzahl deutscher Männer ohne Unterschied des Standes, der Konfession und des politischen Bekenntnisses zusammen, um die Verteidigung ihrer engeren Heimat mit aller Kraft durchzuführen. In dieser einmütigen Arbeit sind sie auch heute noch vereinigt. Alle parteipolitischen Sonderinteressen ruhen bis zur Erfüllung der nationalen Aufgabe. Das erste Ziel der neugegründeten Vereinigung war die Schaffung einer großzügigen Organisation, um mit allen Schichten der Bevölkerung Fühlung zu erhalten. Es entstanden entsprechend der Anzahl der Kreise elf selbständige Unterabteilungen, Kreisstellen, die unter Führung je eines Kreisleiters stehen. Die Kreise gliedern sich dann in Unterbezirke, die meist mit den Kirchspielen zusammenfallen unter Leitung von Obmännern; diese zerfallen wieder in Ortsgruppen, deren jede über mehrere Vertrauensleute verfügt, von denen je einer die Geschäftsführung leitet. Mit Hilfe dieser Organisation wurde es ermöglicht, eine eingehende Aufklärung durch Schrift und Wort in die Bevölkerung hineinzutragen und ihr das Bewußtsein ihres Deutschtums zu stärken und zu festigen. Die Aufklärung erfolgte durch die Landespresse, durch Flugblätter, Schriften, Redner, Lichtbildervorträge usw. Außerdem wurde ein eigenes Organ geschaffen, die Ostdeutschen Nachrichten, die in einer Auflage von 200 000 Exemplaren wöchentlich zweimal erscheinen. Mit der Zeit stellte sich der Wunsch ein, außerhalb der Organisation des Heimatdienstes die Bevölkerung selbst zu festerem Zusammenschluß zu veranlassen und aus diesem Bedürfnis heraus entstanden die „Heimatvereine". Sie wurden vom Ostdeutschen Heimatdienst ins Leben gerufen und unterstützt, bis sie fest auf eigenen Füßen standen. Der Gedanke war überaus glücklich und fiel auf fruchtbaren Boden. Bald entstanden in jeder Ortschaft solche Heimatvereine, deren höchster Zweck in der Aufrechterhaltung der Treue zur Heimat und dem Bekenntnis zum Deutschtum gipfelt. Alt und jung drängte sich dazu, durch Namensunterschrift seinem Herzensbedürfnis, deutsch zu sein und zu bleiben, Ausdruck zu verleihen. Die Heimatvereinsbewegung wurde zu einer gewaltigen Volksstimmungskundgebung und sie ist bis heute noch nicht zum Abschluß gekommen. Zurzeit bestehen heute 1109 Heimatvereine mit 224 122 Mitgliedern bei überhaupt nur 275 000 Abstimmungsberechtigten. Die Gesamtzahl der Ortschaften im ostpreußischen Abstimmungsgebiet beträgt rund 1500. Eine große Anzahl der kleineren Ortschaften haben Heimatvereine gebildet, die zwei bis drei Ortschaften umfassen, so daß fast in allen Orten Heimatvereine bestehen. Sie wurden zu Heimatvereinsortsgruppen in den einzelnen Kreisen zusammengeschlossen, an deren Spitze der jeweilige Kreisleiter steht. Von den Kreisen traten Allenstein und Rössel zu einem „Ermländerbunde" zusammen, die anderen neun Kreise bildeten den „Masurenbund". Beide Bünde vereinigten sich zu dem „Masuren- und Ermländerbund E. V.", der seinen Sitz in Allenstein hat. Der Erfolg dieser Bewegung blieb im übrigen Deutschland nicht unbeachtet. Tausende von ausgewanderten Ostpreußen nahmen daran Anteil und folgten dem Beispiel ihrer Landsleute in der Heimat. In allen Provinzen Deutschlands fand die Heimatvereinsbewegung kräftigen Widerhall durch innigen Zusammenschluß der Ausgewanderten in Ostpreußen-Vereinen. Die Rückführung, Verpflegung und Unterbringung der abstimmungsberechtigten Ostpreußen, die im übrigen Deutschland zerstreut leben, ist eine weitere große gewaltige Aufgabe, die sich die Be-

zirksstelle Allenstein des Ostdeutschen Heimatdienstes gestellt hat. Es wurde bereits im Juli 1919 mit den Vorbereitungen begonnen. Zur Bewältigung dieser Riesenarbeit wurde in Carlshof bei Rastenburg ein eigenes Zentralbüro eingerichtet, in dem heute 50 Angestellte dauernd damit beschäftigt sind, die ausgewanderten abstimmungsberechtigten Ostpreußen festzustellen und zu registrieren. Bis jetzt sind 90 000 Personen namentlich eingetragen, die alle gewillt sind, ihre Stimme für das Deutschtum in die Wagschale zu werfen.

Zur Führung der Propaganda im Abstimmungsgebiet werden außerdem noch die politischen Parteien herangezogen, die untereinander Burgfrieden halten. Sie haben sämtlich im Ostdeutschen Heimatdienst, Bezirksstelle Allenstein, ihre Vertreter, sowohl in der Kopforganisation wie auch in den Unterorganisationen bis herab zu den Heimatvereinen. Auf unserer Fahrt hatten wir reichlich Gelegenheit, den vortrefflichen deutschvaterländischen Geist kennen zu lernen, der in diesen Vereinen lebt und am Abstimmungstage, daran kann kein Zweifel sein, dem Deutschtum den Erfolg auf der ganzen Linie sichern wird.

In Königsberg fuhren wir nach der Begrüßung am Bahnhof zunächst zum Oberpräsidium. Oberpräsident Siehr empfing uns hier und gab uns treffliche Worte mit auf den Weg. Ein interessanter Vortrag über den Wiederaufbau der zerstörten Teile Ostpreußens schloß sich an. Nach einem Essen im Berliner Hof, an dem die Spitzen der Behörden, u. a. auch der Reichskommissar für den westpreußischen Abstimmungsbezirk Graf Baudissin, und die Kollegen von der Königsberger Presse teilnahmen, traten wir vom Südbahnhof die Reise ins Abstimmungsgebiet an. Am Abend trafen wir in Lyck ein. In der bei der Russeninvasion arg mitgenommenen Stadt wird noch immer eifrig gebaut. Die evangelische Kirche inmitten der Stadt ragt auch heute noch in ihrer zerschossenen ausgebrannten Traurigkeit mit kahlen Mauerresten empor, im übrigen aber haben die zerstörten Gebäude bereits neuen ansehnlichen, das Stadtbild durch ihre gute Architektur entschieden verschönernden Neubauten Platz gemacht. Zum Teil sind diese schon bewohnt, zum andern aber wenigstens bereits unter Dach gebracht. Die noch auf der Hauptstraße stehenden Bretterbuden, in denen Kaufleute ihre Waren feilhalten, werden wohl auch noch in diesem Jahre verschwinden können. Der Abend in Lyck bildete einen guten Auftakt für unsere Pressefahrt. Er ließ uns an einem Fest des dortigen Heimatvereins teilnehmen, das etwa 2000 Männer und Frauen in einem bis auf den letzten Stehplatz dichtbesetzten Saal vereinigte. Treffliche Reden, Gesangvorträge und kleine Theaterstücke füllten den Abend aus. Seinen feierlichen Höhepunkt fand er in dem ergreifenden Gelöbnis der Versammlung, treu zum deutschen Vaterlande zu stehen, komme was da kommen mag. Noch heute klingt dieser Treueschwur als ein Bekenntnis in mir nach, das die Empörung der dort vereinten Deutschen und Masuren über die ihnen auferlegte Abstimmung und das unerschütterliche Festhalten am Deutschtum überzeugend zum Ausdruck brachte. Und der Ruf, der uns hier zum ersten Male entgegenschallte: „Wir sind keine Polen, wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben!“, er hat uns auf unserer ganzen Reise, wohin wir auch kamen, begleitet. Er tönte uns am nächsten Morgen in dem an der polnischen Grenze gelegenen Masurenstädtchen Prostken angesichts der am Grenzschlagbaum stehenden polnischen Soldaten entgegen, er wurde einstimmig laut in dem freundlichen Dorfe Zeysen, wo wir um

die Mittagsstunde mit unsern Kraftwagen anlangten. Das schlichte Lied „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland", welch tiefen Sinn hat es, welche Kraft steckt darin, wenn es wie hier in dem Masurendorfe gesungen wird von Männer und Frauen, jung und alt, angesichts der Gefahr, ihr Vaterland zu verlieren.

Am Abend dieses Tages langten wir nach längerer Autofahrt in Lötzen an. An zahlreichen Seen vorbei führte der Weg durch hügeliges Gelände, dessen Dünenformationen seine Vorgeschichte verraten. In den durch ihre Neubauten, hier und da auch noch durch Ruinen an den schlimmen August 1914 erinnernden Dörfern, die wir passierten, wurden wir freundlich begrüßt. Blühende Fliederzweige flogen in unsere Wagen, ein liebes Winken und Tücherschwenken entbot uns „Gute Fahrt!" Nur in einem Dorfe warf man mit Steinen nach uns, hinter uns her aber tönte der Ruf: „Verfluchte Polacken!" Man hielt uns offenbar für eine polnische Propagandagesellschaft, die Verwünschungen waren uns in diesem Falle lieb und wert. In Lötzen vereinte uns der Abend mit dem dortigen Heimatverein. Unter seinen Mitgliedern konnte ich auch den katholischen Pfarrer begrüßen, der von Lötzen aus über eine ausgedehnte Diaspora seine Seelsorge erstreckt. Eine katholische Kirche hat die Stadt noch nicht. Im Verlaufe des Abends erschien der englische Kontrolloffizier, ein Major Macwey, in unserer Gesellschaft. Er zeigte sich als ein besonnener ruhiger Mensch. In Berlin und Heidelberg hatte er in den besseren Zeiten vor dem Kriege studiert; in seinem Zivilberuf war er Universitätsprofessor in Edinburg.

Trübe und regnerisch brach der folgende Morgen an. War uns St. Petrus nicht gut gestimmt? Zürnte er etwa, weil wir einen gottlosen Sozialdemokraten in unserer Mitte hatten? Zunächst schien's fast so, doch im Laufe des Vormittags, als wir auf der „Möwe", einem kleinen Dampfer, der während der kurzen Belagerung von Lötzen durch die Russen der kleinen Besatzung der Feste gute Dienste geleistet hat, auf den masurischen Seen an Nikolaiken vorbei nach Rudczanny fuhren, zeigte der Himmel bald das freundliche Gesicht, das für eine solche Fahrt, die die Schönheit Masurens erschließt, notwendig ist. Wer die märkischen Seen mit ihren waldbestandenen Ufern kennt, für den hat allerdings der flach und kahl berandete Löwentin-See, an dem Lötzen liegt, verhältnismäßig wenig Reiz. Doch je weiter man fährt, desto anmutiger wird die Landschaft, Laub- und Nadelholzwald tritt bald dicht ans Wasser heran. Wilde Schwäne wiegen sich auf den Wellen, Möwenscharen rechts und links, und hier und da lauert am Ufersrand ein Fischreiher auf Beute. Die Kanäle, die von einem See in den andern führen, werden noch heute von Drahtverhauen begleitet, die zu den im Kriege kilometerweit ausgedehnten und nach modernen kriegstechnischen Vorschriften ausgebauten Befestigungen von Lötzen gehören. Wir fahren noch eine Strecke in den Spirding-See, den größten der masurischen Seen hinein, dann biegen wir in den Beldahn-See ein, um nach weiterer dreiviertelstündiger Fahrt an der Schleuse von Rudczanny anzulegen. Während der Dampfer auf die Durchschleusung wartet, nehmen wir im Wartesaal des Bahnhofs das Mittagsmahl ein, bei dem es u. a. Schleien von ausgesuchter Zartheit und Delikatesse gibt, die auch den Verächter von Naturschönheiten die Seen Masoviens lieb gewinnen lassen müssen. Am Nachmittag noch eine Fahrt über den prachtvollen Niedersee, dann läuft der Zug ein, der uns nach Allenstein bringen soll.

III.

Wer Allenstein vor etwa zwanzig Jahren zum letzten Male gesehen, erkennt in der Stadt von über 40 000 Einwohnern die frühere kleine Kreisstadt kaum wieder. Diese Entwicklung, die in der Verdoppelung ihrer Einwohnerschaft zum Ausdruck kommt, verdankt sie in erster Linie dem Umstande, daß sie Mittelpunkt des südostpreußischen Eisenbahnnetzes wurde, dann auch, daß man 1905 den Sitz der Regierung des neugebildeten dritten ostpreußischen Regierungsbezirkes dorthin legte. Auch die fortgesetzte Vergrößerung der Garnison vor dem Kriege hat ohne Frage zu dem erfreulichen Aufschwung das ihrige beigetragen. Trotzdem hat die neueste Zeit der Stadt an der Alle nicht ihren Stempel so sehr aufzudrücken vermocht, daß das, was sie dem Historiker lieb und wert macht, dadurch verdrängt worden wäre. Wohl ragt im Zentrum der imposante, erst 1916 vollendete Renaissancebau des Rathauses mit hohem Turm als Wahrzeichen bürgerlichen Wohlstandes empor, aber unweit davon liegt an dem Flüßchen, das der Stadt den Namen gegeben, wuchtig gelagert die alte Burg, 1348 von Johannes von Leyssen im Auftrage des Braunsberger Domkapitels gegründet, dem der Bischof von Ermland ein Drittel seines Gebietes zur Nutznießung und Verwaltung überlassen hatte. Nach der üblichen Form der Ordensburgen quadratisch angelegt, ist der rote Ziegelbau noch in seinen Hauptteilen im großen und ganzen erhalten. Die Remter darin sind in glücklicher Weise wiederhergestellt worden. Heute hat sich die Interalliierte Kommission in den Räumen des Schlosses einquartiert. Mit ihm wahren die alte Jakobikirche und Reste der früheren Stadtbefestigung die Erinnerung an die trutzige Vergangenheit, die so grundverschieden ist von der traurigen Gegenwart, in der Allensteins Bürger durch die Sieger im Weltkriege gezwungen werden, durch Volksabstimmung ihren Willen zum Deutschtum der Väter zu betonen. Die Engländer, die zur Kontrolle des Plebiszit dorthin gekommen sind und jetzt ihre Wachen und Dudelsackbläser durch die Straßen spazieren lassen, sollen nicht wenig erstaunt sein, daß die Polen auf diese kerndeutsche Stadt und das nicht minder deutsche Land ringsherum Anspruch zu erheben wagen. Die Blamage, die die Abstimmung für die Polen werden wird, dürfte auch den Vätern des Friedensvertrages die Augen über die zügellose Begehrlichkeit dieses durch deutsche Waffen wieder zur Selbständigkeit gekommenen Volkes öffnen. Indessen ist auch das Deutschtum selber, das muß offen eingestanden werden, nicht schuldlos daran, daß im Ermland, in Masuren und im Weichselgau abgestimmt werden muß. Die Sache hängt mit der O s t m a r k e n z u l a g e zusammen, die zu einer statistischen F ä l s c h u n g geführt hat, indem als gemischtsprachig und zu mehr als 50 Prozent polnisch Gegenden angegeben wurden, in denen sich in Wirklichkeit keine 10 Prozent Polen finden. Der Wunsch, die Ostmarkenzulage zu bekommen, hat damals, wie heute auch von den Verfechtern der früheren Ostmarkenpolitik zugegeben wird, zu einer nur schwer entschuldbaren Weitherzigkeit bei der Aufnahme des Bevölkerungsstandes in der Ostmark geführt, so daß man es eigentlich den Polen von ihrem Standpunkte aus nicht verübeln kann, wenn sie unter Berufung auf die deutsche Statistik heute Ansprüche auf die genannten Gebiete erheben, Ansprüche, die deren Bevölkerung selbst als Unverschämtheit und schwere Beleidigung betrachtet.

In Allenstein traten wir Zeitungsleute in Fühlung mit den führenden Männern der Heimatvereine, vor allem mit dem rührigen Leiter der Bezirksstelle Allenstein W o r g i t z k i. Auch einer Einladung des Reichskommissars für das ostpreußische Abstimmungsgebiet, Frhrn. v.

Z ü l ch, dem allgemein, ohne Unterschied der Partei, das Zeugnis ausgestellt wird, daß er die richtige Persönlichkeit am Platze sei, leisteten wir Folge. Was die Heimatvereine anlangt, so konnten wir, wohin wir auch nur unsere Fühler ausstreckten, überall die Feststellung machen, daß ebenso wie in Masuren, so auch im Ermlande vom Deutschtum tief durchdrungene Leute an ihrer Spitze stehen, und daß das ganze von ihnen organisierte Volk an Vaterlands- und Heimatsliebe hinter seinen Führern nicht zurücksteht.

Die der Abstimmung unterliegenden Ostpreußen haben, neben der Furcht vor einer das Abstimmungsergebnis ignorierenden, ungerechten Entscheidung des Obersten Rates in Paris, noch eine ganz besondere Sorge, die infolge der Abtrennung vom übrigen Preußen durch den polnischen Korridor hervorgerufen ist: sie befürchten, von ihren Stammesbrüdern im Reiche vergessen und aufgegeben zu sein. Daher war es uns Männern von der Feder ein Herzensbedürfnis, in Stadt und Dorf zu zeigen, daß das ein falscher Glaube sei, und unsere Fahrt durch Masuren, Ermland und Weichselgau gab ja, waren wir auch unbeauftragt gekommen, vollauf von dem Interesse und der Anteilnahme Kunde, die das ganze Deutschland für seine Brüder im bedrohten Osten hat. So kam es, daß man uns überall wie liebe Freunde willkommen hieß, daß man uns ehrte und feierte, daß in dem Dorfe R e u s s e n, im südlichen Ermland, aus einer Bauernhochzeit, in die wir hineinschneiten, von selbst ein deutsches Fest, ein Fest des Heimatvereins, wurde, — alle Hochzeitsgäste gehörten ja zu seinen Mitgliedern —, daß uns von Herzen kommende und zu Herzen gehende Gastfreundschaft nicht nur in den Kreisen der Intelligenz, sondern auch seitens der einfachsten Leute geboten wurde und uns Lieder von solch tiefer vaterländischer Begeisterung und heißer Heimatsliebe auf unserer Fahrt erklangen, die sie für jeden unvergeßlich machen.

Von Allenstein fuhren wir nach O r t e l s b u r g. Die Stadt ist bei dem Russeneinfall am härtesten unter den ostpreußischen Städten mitgenommen worden. 160 Wohnhäuser und 321 Wirtschaftsgebäude sind hier im August 1914 ein Raub der Flammen geworden. Fast drei Wochen lang hat der Brand gewütet. Heute ist Ortelsburg neu erstanden. Ein freundliches, schmuckes Bild bieten die Straßen dem Auge, ansehnlicher als vor dem Kriege. Nur das Lehrerseminar ragt noch als Ruine empor, aber auch hier werden hoffentlich bald Maurer und Zimmerleute Hand ans Werk legen; das Gymnasium, das jetzt nur notdürftig untergebracht ist, würde in dem Gebäude eine gute Unterkunft finden. Der Bürgermeister von Ortelsburg sprach uns gegenüber voll Dank und Anerkennung für die Hilfe, die die Stadt Berlin durch die Uebernahme der Kriegspatenschaft der Stadt geleistet hat. Schwere Verheerungen hat der Krieg auch der näheren und weiteren Umgebung gebracht. Insgesamt sind im Regierungsbezirk Allenstein über 14 000 Gebäude zerstört worden. Auf dem Lande ist die Aufgabe des Wiederaufbaues allgemein erfüllt, in den Städten dagegen erst nur zu etwa 60 Prozent. Indessen sind auch, und das wird dankbar anerkannt, die gegenwärtigen großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die ungeheure Verteuerung der Baumaterialien und Löhne kein Hindernis für die energische Weiterführung der Wiederherstellungsarbeiten.

Unsere Fahrt führte uns weiter nach B i s ch o f s b u r g. Hier steht eine katholische Lehrerin, Fräulein L e h m a n n, an der Spitze des Heimatvereins. Sie versteht es mit weiblicher Anmut und Eleganz, eine von Liebe zur Heimat geleitete Umsicht und Tatkraft zu verbinden, die es nicht wundernehmen läßt, daß man ihr die Führung übertragen hat und

sich dieser Führung gern anvertraut. Die Stadt ist kerndeutsch. Als eine polnische Propagandagesellschaft trotzdem hier die Werbetrommel rühren zu dürfen glaubte, ist es ihr übel bekommen. Denn die Bischofsburger haben für den polnischen Tamtam kein Verständnis. Man hat die Gesellschaft weidlich verprügelt, und ihr Führer mußte zur Sühne auf dem Marktplatz knieend „Deutschland, Deutschland über alles“ singen. In der polnischen Presse hat dieser für ihre Agitatoren unangenehme Ausgang des überflüssigen Debuts als „Blutbad von Bischofsburg“ seinerzeit eine große Rolle gespielt. Sie haben es aber nicht gewagt, sich noch ein zweites Mal in der Stadt sehen zu lassen. In der Umgebung von Bischofsburg gibt es allerdings eine Reihe von Dörfern, die stark von Polen durchsetzt sind.

Im allgemeinen hat sich die polnische Propaganda in letzter Zeit in der Einsicht, daß ihre Versprechungen und Bestechungsversuche keinen Erfolg brachten, auf D r o h u n g e n verlegt. Sie hofft offenbar durch Einschüchterung zum Ziele zu kommen, in dieser Hoffnung aber dürften die Polen sich arg getäuscht sehen. Ein Merkmal der polnischen Bewegung ist, daß in ihren leitenden Stellen fast ausschließlich Posener und Kongreßpolen tätig sind. Sämtliche Mitglieder und Mitarbeiter der polnischen Propaganda sind besoldet, im Gegensatz zu dem Ostdeutschen Heimatdienst und dem Masuren- und Ermländerbunde, in denen die leitenden Persönlichkeiten sowohl in der Zentralstelle wie in den Kreisen ehrenamtlich tätig sind. Die Finanzierung der polnischen Agitation erfolgt durch die Regierung in Warschau. Sie soll sicheren Nachrichten zufolge 50 Millionen Mark für den Zweck zur Verfügung gestellt haben. Davon sind u. a. eine Reihe von Gasthöfen für schweres Geld in polnische Hände gebracht worden. Sonst ist auf dieser Seite an Erfolgen, die für die Abstimmung von Bedeutung sein könnten, bisher kaum etwas erreicht worden.

Am Himmelfahrtstage ging unsere Reise in den Kreis O s t e r o d e. Heller Sonnenschein strahlte auf die Felder und Wälder, die sich zu beiden Seiten der Chaussee von Allenstein nach Hohenstein erstrecken. Ein wohlgepflegtes Kriegergrab hier und da hart am Rande der Landstraße erinnert an die Gefechte, die hier geschlagen worden sind. H o h e n s t e i n selbst ist zum größten Teil wieder aufgebaut. Das Städtchen mußte leider 1914 von unseren eigenen Truppen unter Feuer genommen werden und wurde dann noch von den Russen in Brand gesteckt. Wie in Ortelsburg so haben auch hier die Architekten ein das Auge erfreuendes Bild geschaffen. Der Marktplatz zumal fesselt durch die Anmut seiner neuen, freundlichen Häuserfassaden. Südlich und westlich der Stadt erstreckt sich das ausgedehnte Schlachtfeld von T a n n e n b e r g. Unser Weg führte darüber, aber außer den Heldenfriedhöfen und vereinzelten Kriegergräbern erinnert nichts mehr an die schwere Schlacht, die über das Land gebraust ist. Um die Mittagsstunde kamen wir in G i l g e n b u r g an. Das Städtchen ist vom Kriege verschont geblieben, in um so größerer Furcht befinden sich jetzt seine Bewohner. Die polnische Grenze ist sehr nahe, und die Nöte und Leiden der Landsleute in dem an Polen abgetrenen Kreise Löbau und dem Soldauer Ländchen, dem früheren südlichen Teile des Kreises Neidenburg, dringen in trüben Klagen herüber. Und wie die Männer von Gilgenburg, so baten uns auch die Leute, die aus den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung zusammengekommen waren, in herzlichen, eindringlichen Worten, ihnen beizustehen in dem schweren Kampf, den sie jetzt um ihr Deutschtum auszufechten haben. Ich gebe ihren Appell weiter an die Ostpreußen im Reiche, die aus dieser bedrohten Gegend stammen. Mögen sie nicht säumen, am Abstimmungstage in der

Heimat zu erscheinen, um sie vor dem polnischen Elend zu bewahren! Gerade in diesen gefährdeten Winkeln kommt es besonders darauf an, daß dort die deutsche Mehrheit die polnischen Stimmen erdrückt. Schlichte, aber um so ergreifendere Worte aus Dörfler Munde klangen uns auch auf der Kernsdorfer Höhe entgegen, von wo der Blick gen Westen weithin auf ehemaliges deutsches, jetzt polnisches Land schaut. Diese Landsleute an der Grenze sind sich allesamt der Gefahr voll bewußt, die ihnen droht, und sie werden es sicher nicht an sich fehlen lassen, zu tun, was in ihren Kräften steht, um deutsch zu bleiben.

Gegen Abend trafen wir in der am Drewenzsee freundlich gelagerten Kreisstadt Osterode ein, willkommen geheißen von den Spitzen der Bürgerschaft und dem Vorstand des Heimatvereins. Eine Fahrt über den in den Purpurschein der untergehenden Sonne getauchten See machte den Heimatstolz unserer Begleitung begreiflich. Für die umfassende Arbeit des Masurenbundes bietet der Kreis Osterode ein treffendes Beispiel: von seinen 75 000 Einwohnern sind nicht weniger als 37 000 in 130 Heimatvereinen zusammengeschlossen; fast sämtliche Erwachsene gehören ihnen also an.

Wir waren damit am Ende unserer Fahrt durch das ostpreußische Abstimmungsgebiet angelangt. Eine Fülle der besten Eindrücke konnten wir auf ihr in uns aufnehmen, und wir schieden mit der Gewißheit aus diesem rein deutschen Land, daß, wenn Gerechtigkeit waltet, nie und nimmer auch nur ein kleines Stück von ihm der polnischen Unersättlichkeit zum Opfer fallen wird. Das gleiche gilt für das westpreußische Abstimmungsgebiet, in das wir am nächsten Tage, in einem modernen Autobus verstaut, eindrangen.

IV.

In dem westpreußischen Abstimmungsgebiet hat man nicht wie in Masuren und Ermeland für die Agitation zugunsten des Deutschtums Heimatvereine gegründet, sondern hier wird diese Agitation von den Arbeitsgemeinschaften der politischen Parteien getragen. Alle Parteien, von der deutschnationalen Volkspartei bis zur sozialdemokratischen, haben sich unter Wahrung ihrer grundsätzlichen Eigenart und der parteipolitischen Selbständigkeit in den Kreisen Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg zusammengeschlossen, um die Bevölkerung über die Bedeutung der Abstimmung aufzuklären. Bei dieser Aufklärung treten die parteipolitischen Gegensätze völlig zurück. Andererseits betreibt jede Partei die Aufklärung zugunsten des Deutschtums entsprechend ihrer Eigenart. Die Parteien haben in jedem Kreise geeignete Führer bezeichnet, die sich über die Agitation zugunsten des Deutschtums miteinander verständigen. An der Spitze jeder Arbeitergemeinschaft steht ein Geschäftsführer, der von sämtlichen Parteien gewählt worden ist. Die Parteien haben ihren Agitationsapparat, insbesondere ihre Vertrauenspersonen, in den Dienst der Agitation zugunsten des Deutschtums gestellt. Bei der Aufstellung der Vertrauensmänner ist so verfahren worden, daß höchstens 20 Familien von einem Vertrauensmann betreut werden. Um eine Einheitlichkeit der Agitation zu gewährleisten, hat sich Marienburg als Vorort sämtlicher Arbeitsgemeinschaften etabliert.

Die Erfassung und Rückführung der Stimmberechtigten aus dem Reich zur Abstimmung unterliegt dem von den Arbeitsgemeinschaften gegründeten „Deutschen Ausschuß für Westpreußen, Bezirksstelle Elbing". Diese Bezirksstelle hat die gleichen Aufgaben wie die Bezirksstelle Carlshof für Ostpreußen. Aber auch der „Ostdeutsche Heimatdienst" ist

im Abstimmungsbezirk Marienwerder nicht untätig. Seine Bezirksstelle Marienburg, die dafür in Betracht kommt, hat allerdings im Gegensatz zu der Bezirksstelle Allenstein mit der politischen Propaganda nichts zu tun, indessen obliegt dem Heimatdienst die kulturelle Propaganda. Er hat die Pflege der kulturellen Güter und deutscher Geselligkeit in den Abstimmungsgebieten übernommen. Seine Aufgabe ist es, deutsche Abende mit künstlerischen Darbietungen, Theatervorstellungen, Lichtspiele und belehrende Vorträge über das Abstimmungsgebiet zu veranstalten. Der Heimatdienst und die Arbeitsgemeinschaften ergänzen sich somit in bester Weise. Mit beiden Organisationen traten wir auf unserer Fahrt in enge Berührung.

Der Autobus, mit dem wir in den Kreis Rosenberg einrückten, erfreute uns bald nach Ueberschreiten der Grenze des Abstimmungsgebiets mit einer Panne, die zu zweistündiger Ruhe im Chausseegraben nötigte. Um die Mittagsstunde kamen wir dann aber doch in Deutsch-Eylau an, dem freundlichen Städtchen, dessen Epitheton für den ganzen Kreis gelten kann. Denn die Polen machen in ihm nur ganze 6 Prozent der Bevölkerung aus und nur 2,6 Prozent des Grundbesitzes — es handelt sich in den westpreußischen Kreisen vorwiegend um Großgrundbesitz — sind in polnischer Hand. Von der Arbeitsgemeinschaft in Deutsch-Eylau wurde uns ein liebenswürdiger Empfang bereitet, dem sich eine genußreiche Fahrt über den schönbeuferten Geserich-See anschloß. Als wir uns zur Weiterfahrt anschickten, konnte der wegen seines heiteren, biederen Wesens allgemein geschätzte Kollege Osman von der Deutschen Tageszeitung nicht mehr mit. Ein plötzlich auftretender asthmatischer Anfall zwang ihn, betreut von einem Freunde, zurückzubleiben. Indessen dachte keiner von uns im entferntesten daran, daß schon am nächsten Tage der Tod über die Schwelle seines Krankenzimmers treten und den hochgewachsenen Mann, der erst Ende der Dreißiger stand, aus dem Leben abberufen würde.

Schloß Finkenstein des Grafen Dohna-Finkenstein, bei dem wir, seiner Einladung Folge leistend, nach kurzer Fahrt eintrafen, ist dank dem Kunstsinn und Sammlungseifer der Schloßherren eine Sehenswürdigkeit. Der Kunst- und Antiquitätenfreund kommt hier sicher auf seine Rechnung. Aus aller Herren Länder sind die wertvollsten Schätze auf diesem Edelsitz zusammengetragen worden. Historische Bedeutung hat das Schloß dadurch erlangt, daß in ihm Napoleon 1807 eine Zeitlang sein Quartier aufgeschlagen und von dort aus die Schlacht bei Deutsch-Eylau geleitet hat. Das Obergeschoß zeigt noch heute die Räume, in denen der Korse gewohnt hat, im damaligen Zustande. Wir wurden von dem Grafen sehr gastlich aufgenommen, mußten uns aber beeilen weiterzukommen; man erwartete uns in Marienwerder.

Hier langten wir am Abend an. Beim Glase Bier nahmen wir mit den führenden Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft und den deutschen Behörden Fühlung. Weiteren Einblick in die deutsche Agitation gewannen wir noch bei einem Empfang durch die Arbeitsgemeinschaft am folgenden Vormittag. Wie in Ostpreußen der Heimatverein, so beherrscht auch die westpreußische Abstimmungsorganisation die feste Zuversicht auf einen großen deutschen Erfolg. Soll er aber wirklich durchschlagend sein, so bedarf es, worauf hier nochmals eindringlichst für alle, die es angeht, hingewiesen sei, der Teilnahme an der Abstimmung seitens aller Abstimmungsberechtigter, die im Reiche ihren Wohnsitz haben; ganz besonders gilt das für den Kreis Stuhm, in dem, wie hier bereits ausein-

andergesetzt wurde (vergl. den ersten Aufsatz in Nr. 217 der Germania vom 22. Mai), die Polen nach der Statistik etwa 42 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

Die Zierde der Stadt Marienwerder ist der gewaltige gotische Ziegelbau des Domes, der zu den bedeutendsten kirchlichen Bauten des Ordenslandes gehört; unter der Hochmeisterschaft Winrichs von Kniprode um 1360 vollendet, ragt er noch heute trutzig und erhebend zugleich empor, in seinem Inneren eine Fülle ehrwürdiger Erinnerungen an die Blütezeit des Deutschen Ritterordens, dem die zwölf Domherren des Kapitels angehörten, und an die folgenden Jahrhunderte sowie zahlreiche Kunstschätze bergend, darunter vor allem ein gotischer Reliquienschrein aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Die Wände der beiden Seitenschiffe ziert ein Bilderfries, der vor einigen Jahrzehnten unter der Tünche entdeckt worden ist, dessen Wiederherstellung aber zu wünschen übrig läßt. Er stellt Szenen aus dem Leben Jesu und der Heiligen dar. Dringend restaurationsbedürftig ist ein altes Triptychon, dessen weitere Verwitterung sehr bedauerlich wäre. Es stammt wohl von einem der Seitenaltäre, die nach der Einführung der Reformation beseitigt worden sind. Mit dem Dom verbunden ist das Schloß der Domherren (heute Amtsgericht), ein Ziegelrohbau auf einem Unterbau von Granitsteinen. Der hohe, mächtige Glockenturm des Domes bildete offenbar einst mit drei weiteren Ecktürmen und dem Wehrgang, den wichtigsten Teil der Schloßbefestigung. Der fünfte Turm, der große Dansk oder Danziger, der noch gut erhalten ist, dagegen, diente anderen Zwecken; er war, wie die Dansker der Ordensschlösser überhaupt, eine sanitäre Anlage (W.-C.). In der Erhaltung des Schlosses ist viel gesündigt worden. Vor allem ist es zu bedauern, daß ein Teil von ihm auf Befehl Friedrichs des Großen abgetragen worden ist, um mit seinen Ziegeln den entsetzlich nüchternen Bau des Landgerichts aufzuführen.

Der Empfang bei der Interalliierten Kommission, deren Vorsitzender der Italiener Pavia ist, bildete den Abschluß unseres Aufenthaltes in Marienwerder. Wir ließen es uns angelegen sein, den Mitgliedern der Kommission wunschgemäß von unseren Eindrücken zu berichten und verfehlten nicht, sowohl in offizieller Ansprache als auch in der anschließenden ungezwungenen Unterhaltung auf die deutsche Geschichte und die deutsche Kultur des Landes sowie auf das deutsche Empfinden der ganz überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung hinzuweisen und in ihrem Sinne baldige Vornahme der Abstimmung und unparteiliche, gerechte Anerkennung des darin zum Ausdruck kommenden Volkswillens zu fordern. Die Entgegnung Pavias war in der Form sehr konziliant, sachlich erklärte er, daß die Kommission, weil deutscherseits Beschleunigung, polnischerseits aber Aufschub der im Friedensvertrag nicht terminierten Abstimmung gefordert worden wäre, eine Entscheidung des Pariser Botschafterrats erbeten habe; mit Nachdruck betonte er den Gerechtigkeitswillen der Kommission; ihr einziger Wunsch und Ehrgeiz sei es, am Abfahrtstage, wenn die heute leicht zur Kritik geneigten politischen Leidenschaften sich gelegt haben würden, die Worte zu hören: die Kommission sei, im Grunde genommen, immer gerecht gewesen. Dem Empfang folgte auf dem Kasernenhofe eine Parade der in Marienwerder gegenwärtig garnisonierenden Bersaglieri, die sich dabei, mit der aus voller Lunge blasenden Regimentskapelle an der Spitze, des bei ihnen üblichen schnellen Laufschrittes befleißigten, eine für uns Deutsche immerhin etwas ungewohnte Art von Parademarsch. Wie die Mitglieder der Kommission traten uns auch die italienischen Offiziere, mit denen wir noch kurze Zeit

in ihrem Kasino zusammen waren, in außerordentlicher Höflichkeit entgegen.

Am späten Abend langten wir in Marienburg an. Der nächste Vormittag war der Besichtigung der alten Ordensburg gewidmet, die, zum größten Teile wiederhergestellt, das mächtigste Wahrzeichen deutscher Kultur in der Ostmark darstellt. Durch Waffengewalt nie in feindliche Hände gefallen, wird die Königin am Nogatstrande auch nach der Abstimmung, des bin ich gewiß, weiter über deutsches Land gebieten, den deutschen Ländern am anderen Ufer ein Trost und eine Mahnung zum Ausharren zugleich, bis eine bessere, gerechtere Zeit auch ihnen mit der Revision des Versailler Vertrages die ihnen jetzt vorenthaltene freie Wahl der Staatszugehörigkeit für den „Korridor" bringen wird. Umrauscht von dem starken deutschen und christlichen Geiste der wehrhaften Ordensritter, die dieses Juwel erbaut, schritten wir durch die Torgänge, durch die prächtigen Remter und Säle, unter feierlichem Orgelklang betraten wir die herrliche Kirche der Burg. Im Bankettsaal schließlich erwartete uns der Abg. Dr. Fleischer, der Führer der Ostmarkdeutschen im Kampfe um ihr Deutschtum, um mit der ihm eigenen glänzenden Beredsamkeit an uns vor dem Scheiden aus der Burg einen warmen Appell zu richten, den bedrohten Landsleuten in Ost- und Westpreußen mit allen Kräften beizustehen, daß ihnen die polnische Knechtschaft erspart bleibe.

Die Teilnahme am Deutschen Tag in Stuhm bildete den Abschluß unserer zehntägigen Reise. Sonniges Maienwetter begünstigte ihn und ließ ihn zu einer Kundgebung für das Deutschtum in diesem am stärksten mit Polen durchsetzten Kreise der beiden Abstimmungsgebiete werden, wie sie mächtiger und eindrucksvoller kaum auszudenken war. Auf sieben Chausseen strömten die Teilnehmer zu Roß und Wagen, zu Rad und zu Fuß, wehende Fahnen voran, der Kreisstadt zu, um sich hier zu einem Festzug zu gruppieren, dessen Vorbeimarsch fast 1½ Stunden dauerte. Mindestens drei Viertel der erwachsenen Kreisinsassen marschierten sicherlich in ihm mit. Selbst die polnischen Arbeiter des Grafen Sierakowski, des Polenhäuptlings von Groß-Waplitz, fehlten dabei nicht, um ihrerseits zu bekunden, daß sie keine Neigung verspüren, die trotz aller Revolution geordneten deutschen Verhältnisse mit den jämmerlichen Zuständen im Polenlande zu vertauschen. Männer und Frauen von sechzig und mehr Jahren, Kriegsinvaliden mit Stelzfüßen, die Gutsherrschaften voran an der Spitze ihrer Arbeiterschaft, die Männer fast durchweg geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und anderen Kriegsauszeichnungen, Musikkapellen, Turn-, Gesang- und kirchliche Vereine, (darunter mehrere katholische Geistliche), Reiter im feldgrauen Gewande der Kriegszeit und bekränzte Wagen, und zwischendurch immer wieder preußische und deutsche Fahnen und Schilder mit dem Bekenntnis zum Deutschtum: so sah der festliche Zug aus, der sich an jenem Sonntagnachmittag unter flotten Märschen und Gesang vaterländischer Lieder und des Schwurs „Wir wollen keine Polen sein, wir wollen Deutsche bleiben!" durch die Straßen Stuhms bewegte zu dem Festplatz, wo von drei Tribünen aus Redner aller Parteien zu den Massen sprachen. Besonders markant war und vom stürmischen Beifall immer wieder unterbrochen wurde die Rede des Propstes Pingel von Marienburg, der sich in eindrucksvollen, klaren Sätzen gegen die konfessionelle Hetze wandte, mit der die Polen den Abstimmungskampf führen. Der Katholizismus, führte er aus, habe mit der nationalen Frage nichts zu tun. Deutsche Ordensritter und deutsche Bischöfe seien es gewesen, die diesem Lande das Christentum gebracht haben. Der deutsche Katholizismus sei nicht schlechter als der

polnische und für den Katholiken bestehe nicht der geringste Anlaß, für Polen zu stimmen; die Zustände aber, die in Polen herrschen, müßten ihn davor abschrecken, für Polen zu stimmen, und für jeden Deutschen, welcher Konfession er auch nur immer angehören möge, gebe es bei der bevorstehenden Abstimmung nur die eine Pflicht, dies deutsche Land dem Deutschtum zu bewahren. Mit dem weit über die fruchtbaren Gefilde des Weichselgaues hinausschallenden gemeinschaftlichen Liede „Großer Gott, wir loben Dich“ fand der Deutsche Tag seinen würdigen Abschluß. Die riesige Teilnahme an ihm, die ihn so wesentlich von der polnischen Kundgebung am zweiten Sonntag zuvor mit ihren nur 2500 Teilnehmern unterschied, darf als ein gutes Omen für den Tag der Entscheidung gebucht werden.

Unsere Abschiedsstunde hatte geschlagen. Noch ein Händedruck den in Stuhm versammelten deutschen Führern. Dann gings zurück nach Marienburg und heimwärts nach Berlin.

Hamburger Fremdenblatt.

Nr. 252, 253, 267 vom 22. und 23. Mai und 2. Juni 1920
(Gleichzeitig auch in den Münchner Neuesten Nachrichten.)

Albert Wacker.

I.

Der Kampf um die Ostmark

Polnische Lüge und Habgier, französischer Haß und englische Berechnung haben sich zusammengetan, den Osten Deutschlands zu zersetzen und ein Gebilde aus ihm zu schaffen, das in seiner Sinnlosigkeit nie und nimmer Bestand haben wird. Es ist ein großer Jammer, daß nicht jeder Deutsche, wo er auch wohnt, Gelegenheit erhalten kann, das Werk von Versailles mit eigenen Augen zu studieren, wie wir Vertreter von zwölf der größten reichsdeutschen Zeitungen es auf einer Reise durch die ost- und westpreußischen Abstimmungsgebiete tun konnten. Dann erst würde unser Volk ganz begreifen, welche Gewalt ihm angetan ist, welche Gefahren ihm drohen und wo die unmittelbarsten und größten Aufgaben seiner Gegenwart liegen. Dann würde auch mancher innere Hader schweigen, wie er dort in den Grenzmarken jetzt überall zum Schweigen gebracht ist, und es würde eine nationale Solidarität entstehen, die ebenso frei ist von überheblichem Nationalismus wie von internationalistischer Verbohrtheit und Weltfremdheit. Das aber, was als unser nationales Recht erkannt ist, würde Gemeingut aller Parteien werden und wir könnten gewiß sein, daß dieses nationale Recht, getragen vom Willen unseres eigenen Volkes, sich durchsetzen wird gegen noch so viel Haß, Habgier und Mißtrauen rings um uns herum.

Die Volksabstimmung in Schleswig hat gezeigt, daß ein fester geschlossener Volkswille selbst im Rahmen des Versailler Unrechts sich durchsetzen kann und der Heimat unentbehrliche deutsche Gebiete zu erhalten vermag, auch wenn es selbstverständlich nicht möglich ist, schon jetzt das ganze Unrecht in Recht zu verwandeln. Daher ist dieser Kampf um den heimatlichen Boden eine unserer unmittelbarsten größten Aufgaben. Zu ihrer erfolgreichen Durchführung aber bedarf es der Mitarbeit des ganzen Vaterlandes. Wie wir in Schleswig von dem bedrängten Deutschtum immer wieder den Hilfeschrei nach stärkerer Anteilnahme des ganzen Reiches vernommen haben, und wie dieselben Rufe dauernd von dem besetzten Westen und aus Schlesien zu uns dringen, so haben wir dieses Angstgefühl des Verlassenseins von der Heimat besonders erschütternd in der durch den polnischen Korridor abgeschnittenen Ostmark vernommen. Aber sie alle können versichert sein, daß wir sie niemals lassen und daher auch niemals verlassen werden, und gerade die abgeschnittene Ostmark muß mit stärksten Banden über die polnische Sperre hinweg an uns gebunden sein. Denn sonst ist sie in schwerer Gefahr und mit ihr wir selber, weil wir sie nicht entbehren können, so wenig wie sie uns. Es sei hier zunächst erläutert, was die Karte des Friedensvertrages an Niedertracht und brutaler Gewalt über Ost- und Westpreußen erzählt.

Mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ist in Versailles ein schändliches Spiel getrieben worden, und überall begegnen wir derselben Tatsache, daß man es in die Form einer niederträchtigen Folterungsmaschinerie gebracht hat. In Schleswig geschah das durch die

Enbloc-Abstimmung der ersten Zone, die von vornherein eine Vergewaltigung großer reindeutscher Gebiete bedeutete, die aber darüber hinaus erst durch die Vergewaltigung dieser Gebiete künstlich die Grundlage schaffen sollte, auf der man nun mit Hilfe der berüchtigten wirtschaftlichen und geographischen Klausel noch weitere deutsche Gebiete, trotz ihrer reindeutschen Stimmabgabe, mit ins Unglück und von Deutschland losreißen wollte. Genau dasselbe raffinierte System finden wir im Osten wieder, nur daß man hier noch erheblich offener vorging und von vornherein große Teile Westpreußens und Ostpreußens einfach annektierte und Danzig auf eine besondere Weise isolierte. So entstand einmal der berüchtigte Korridor, und so soll nun anderseits, genau wie in Schleswig, eine Handhabe geschaffen werden, um auch in den Gebieten, denen man gnädigst das Selbstbestimmungsrecht zuerkannt hat, die erfolgreiche Betätigung des deutschen Volkswillens entweder illusorisch zu machen oder doch aufs äußerste zu erschweren. Besonders bezeichnend ist hierfür die Loslösung des reindeutschen Gebietes um Soldau, also der Südwestecke des ostpreußischen Kreises Neidenburg. Durch Abstimmung wäre dieses Gebiet niemals an Polen zu bringen. Es läuft aber hindurch die Bahnlinie, die von Warschau über Mlawa nach Marienburg und Danzig führt. Auf diese Bahn haben es die Polen abgesehen. So schuf man das „Faktum", daß der eine Teil der ehemaligen russischen Grenze bis Löbau auf dem Wege der Annexion zu Polen kommt, während auf der anderen Seite Dirschau ebenfalls polnisch ist, und wenn nun in dem Zwischenstück zwischen Deutsch-Eylau und Marienburg die Abstimmung nicht überwältigend deutsch ausfällt, so soll offenbar nach dem Willen der Gesetzgeber von Versailles die geographische Klausel in Aktion treten, und wie man an Schleswig sieht, bieten jedenfalls die Franzosen hilfreiche Hand zur Beiseiteschiebung des Abstimmungsergebnisses, selbst dort, wo es überwältigend deutsch ausgefallen ist. Freilich hat gerade Schleswig bewiesen, daß die Macht auch der Franzosen eine Grenze hat, eine Grenze hat an dem klaren Willen der Bevölkerung, und außerdem sind der Entente vielleicht doch schon Bedenken gekommen, was für einen unbeherrschten Genossen man sich in den Polen großgezogen hat. Aber der Ernst der Lage ist ohne weiteres klar, und er muß jedem Deutschen klar werden, damit wir unseren Brüdern in jeder Weise helfen und damit vor allem jeder Abstimmungsberechtigte, wo er auch seinen Wohnsitz hat, die heilige Pflicht erkennt, bei der Abstimmung auf dem Posten zu sein.

Eine andere Not ähnlicher Art bedroht die westpreußische Bevölkerung an den Ufern der Weichsel, und hier sind es offenbar auch die Engländer, die mit dem Gedanken spielen, sich über die Abstimmung hinwegzusetzen. Eine Handhabe dazu bietet der Friedensvertrag, sofern er bestimmt, daß auch das östliche Weichselufer „in einer Ausdehnung, die für die Regulierung und Ameliorationsarbeiten erforderlich sein kann, an Polen überlassen werden muß." Ich sprach bei einer Reise, die wir Vertreter von zwölf der größten reichsdeutschen Zeitungen durch die ost- und westpreußischen Abstimmungsgebiete gerade jetzt unternommen haben, den englischen Vertreter bei der internationalen Kommission in Marienwerder Mr. Henry Dawson Beaumont, dessen Ansicht offenbar dahin ging, daß einige Ortschaften am rechten Weichselufer von dieser Bestimmung betroffen werden könnten, auch wenn sie für Deutschland abstimmen. Er war allerdings der Auffassung, daß der ganze Unterlauf der Weichsel zusammen mit der parallel durch den polnischen Kor-

ridor laufenden Bahnlinie nach Dirschau internationalisiert werden müßte, und glaubte, daß die Polen dabei ein gutes Geschäft machen würden, wenn sie, zumal bei ihrer schlechten Valuta, diese Gebiete einschließlich der Bahn an die Entente verkaufen würden. Die Polen wissen zwar mit dem Bahnhof Dirschau und seinem hochmodernen Stellwerk überhaupt nichts anzufangen, wir glauben aber trotzdem, daß ihr Größenwahn mit dem englischen Plan sehr wenig harmonieren wird, wie denn überhaupt die Entente an den Polen noch ihr blaues Wunder erleben kann. Die englische Absicht jedenfalls ist ganz klar. Die Weichsel gehört zu Danzig und beide sind das Ein- und Ausfalltor für den ganzen Handel nach Polen hinein und durch Polen hindurch. Wenn also Mr. Dawson schamhaft davon sprach, daß ein auf diese Weise internationalisierter Korridor unter amerikanische Kontrolle gestellt werden könnte, so darf man, ohne ihn zu beleidigen, getrost für Amerika England setzen.

Wir haben also das alte Schauspiel, daß Englands und Frankreichs Polen-Interessen zwar verschieden sind, daß aber gerade deshalb unter Umständen die Gefahr besteht, daß beide sich das ihre nehmen auf unsere Kosten. Denn wohl erkennt man auf englischer Seite die Unmöglichkeit des bisherigen Zustandes. In Gesprächen mit den Engländern im Abstimmungsgebiet wurde offen zugegeben, daß Polen seine Verpflichtungen bezüglich des freien Durchgangs durch den Korridor gröblich verletzt, und daß dieser Zustand nicht haltbar sei. Nur hört eben auch beim Engländer die Einsicht dort auf, wo der Eigensinn der eigenen Spekulation anfängt, und zu der Erkenntnis, in der die ganze Ostmark mit uns allen, in der also das ganze deutsche Volk einig ist, nämlich, daß der polnische Korridor und die widernatürliche Abschneidung Ostpreußens vom Reich niemals von Dauer sein kann, sondern verschwinden muß, zu dieser Erkenntnis ist vorläufig wohl keine der alliierten Mächte zu bringen, auch wenn wahrscheinlich z. B. der Leiter der Internationalen Kommission in Westpreußen, der italienische Onorebile Angelo Pavia, in seinem Herzen völlig klar sieht, daß der Ostflügel des Gebäudes von Versailles einer Pulverkammer gleicht mit einem kräftigen Feuer darunter.

Dieses Feuer zu schüren, sind die Polen eifrig bestrebt, und damit kommen wir an einen Punkt, der in der Tat schon jetzt auch den Ententekommissionen fraglich machen dürfte, ob sie überhaupt noch die Macht haben, die Idee von Versailles zu Ende zu führen. Die Entente erkennt mehr und mehr, daß sie gegenüber den Polen tatsächlich ohnmächtig ist. Ein englischer Kontrolloffizier in Ostpreußen gab mir offen zu, daß tatsächlich keine Ententemacht imstande oder geneigt wäre, auch nur ein Bataillon gegen die Polen in Marsch zu setzen. Die Polen aber rüsten und drohen ganz offen, wie in Oberschlesien, so auch in Ost- und Westpreußen, mit einem gewaltsamen Einmarsch, durch den sie ebenso wie einst in Posen ein Fait accompli schaffen möchten. Nun hat sich ja Polen etwas reichlich viel vorgenommen. Wie es aus dem ukrainischen Abenteuer herauskommen will, ist mehr als zweifelhaft, und fast könnte man davon sprechen, daß Polen denselben Fehler begeht, wie einst die deutsche Militärpolitik, die glaubte, von Flandern bis zum Kaukasus und nach Mesopotamien hinunter eine Welt von Gegnern überwinden zu können. Aber anderseits liegen für Polen gerade im Westen die stärksten Anziehungspunkte für seine Begehrlichkeit und für seine wirtschaftlich vollkommen ausgepumpte innere Leere. Die annektierten Gebiete Westpreußens und Ostpreußens sind schon jetzt von den Polen buch-

stäblich ausgesogen worden. Es gibt dort nichts mehr zu kaufen, und man möchte sich jetzt auf neue deutsche Gebiete stürzen, die trotz des Krieges immer noch reich und blühend zu nennen sind gegenüber der polnischen Lotterwirtschaft.

* * *

Welcher unsagbaren Nervenprobe unter diesen Umständen das Deutschtum in der Ostmark ausgesetzt ist, haben wir am eigenen Leibe mitgespürt und wird sich jeder Deutsche im ganzen Reiche sagen können, der die geschilderten Verhältnisse durchdenkt. In Ostpreußen, wo man auf deutscher Seite den Polen kaum 5 Prozent der Stimmen gibt, wollen die Polen die Abstimmung nicht anerkennen und sich der Stimme enthalten. Darin liegt ohne weiteres eine Drohung mit Gewalt. In Westpreußen nehmen sie den Kampf auf. Dort gibt es wenigstens im Kreise Stuhm eine größere polnische Minderheit, man schätzt sie auf 42 Prozent, während im Kreise Marienwerder 37 Prozent, im Kreise Rosenberg nur 6 Prozent und im Kreise Marienburg nur fünf Prozent gezählt werden, so daß für das ganze westpreußische Abstimmungsgebiet ungefähr 15 Prozent Polen herauskommen. Natürlich erklären die Polen, genau, wie es die Dänen in Schleswig taten, daß sie mehr Zeit zur Agitation brauchten, damit „das polnische Blut der Bevölkerung zum Durchbruch komme". Ob dieser Wunsch erfüllt wird, oder ob die Abstimmung noch in diesem Sommer stattfindet, soll der Oberste Rat in Paris entscheiden, auf den die Interalliierte Kommission in Marienwerder die Verantwortung abgewälzt hat, um sich nicht die Polen zu Feinden zu machen. Bei den tiefgehenden Gegensätzen von Rasse und Kultur liegt es auf der Hand, daß jede Verzögerung der Abstimmung die Gefahr gewaltsamer Zusammenstöße vergrößert, die man auf deutscher Seite mit allen Mitteln zu verhindern sucht. Daß außerdem — wiederum genau wie in Schleswig — eine Unlogik darin liegt, wenn die Polen auf angeblich alte historische Zusammenhänge verweisen, zu deren Ausgrabung sie Zeit brauchen, während doch das Wesen des Selbstbestimmungsrechtes gerade darin liegt, daß es ein Recht der lebenden Generationen ist, diese Unlogik gab man innerhalb der Ententekommission zu. Aber Recht und Logik haben ja mit allem, was von Versailles ausgeht, nichts zu tun. Trotzdem wissen unsere deutschen Landsleute in der Ostmark, ob sie Ermländer, Masuren oder Westpreußen sind, daß an ihrem festen Willen letzten Endes alle Anschläge auf ihr Deutschtum abprallen werden und die — wiederum in Schleswig so oft gehörte — Rede der Polen, daß die Abstimmung gar keinen Zweck habe, weil ja doch alles abgemacht sei, kann keinen Eindruck mehr machen, weil sie gerade an unserem Flensburger Beispiel praktisch bereits widerlegt ist. Aber sie brauchen jeden stimmberechtigten Landsmann, damit am Tage der Entscheidung der deutsche Sieg so überwältigend wird, daß weder Warschau noch Paris daran zu rütteln vermögen. Und deshalb sei schon jetzt mit dem Appell an alle stimmberechtigten Ost- und Westpreußen ein Appell an unsere Schiffsreeder verbunden, was an Schiffsraum nur zur Verfügung gestellt werden kann, beizubringen, damit die Heimreise unserer Ostmärker nicht von den tückischen vorläufigen Herren des „polnischen" Korridors abhängt.

II.

„Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb' und Leben, mein teures Vaterland." Kein Bekenntnislied deutscher

Treue ist uns auf unserer sonnigen Fahrt durch die Abstimmungsgebiete der Ostmark so oft begegnet wie diese schlichte einfache Weise, die man bei uns im Westen Deutschlands nur noch selten hört, die aber dort oben zum natürlichen Ausdrucksmittel deutscher Masurentreue geworden ist. Deutsche Masurentreue? Hand aufs Herz, was haben wir im Reiche bisher von ihr gewußt, was haben wir überhaupt von unserem deutschen Osten gewußt? Mehr als einmal haben wir auf unserer Fahrt mit freundlichem Vorwurf das Wort gehört, daß wir ja im Reiche von unseren Landsleuten da oben nicht viel mehr wüßten als die bekannte Rede: „Im Osten heulen die Wölfe". Es muß zugegeben werden, daß für manchen von uns die Reise durch unsere Ostmarken im wahrsten Sinne des Wortes eine Entdeckungsreise gewesen ist. Und das Schönste, was wir entdeckt haben, war eine so leidenschaftliche, so starke Freude zum Deutschtum, daß es uns in mancher Stunde überwältigt hat.

Wir wußten, daß die Masuren zur Ordenszeit des Mittelalters sich mit den deutschen Kolonisten vermischt haben, aber ihrer masurischen Sprache größtenteils treu geblieben sind, auch wenn ihnen das heutige Polnisch so fremd ist, daß sie es weder lesen und größtenteils auch nicht einmal verstehen können. Aber wir wußten nicht, daß die Masuren in Verschmelzung mit deutscher Kultur eine deutsche Eigenart entwickelt haben, die als starkes Rassegefühl sich heute unlöslich mit deutschem Wesen verbunden weiß und keinen verachteteren Feind kennt als gerade den Polen. Eine Deputation von vier bezahlten Lügnern war von den Polen auf die Friedenskonferenz von Versailles geschleppt worden, um dort Zeugnis abzulegen, daß ihre Heimat zu 80 Prozent aus „Polen" bestehe. Natürlich glaubte man in Paris dieses Märchen nur zu gern, wie man ja auch den dänischen Schwindlern bereitwilligst geglaubt hat, daß ganz Schleswig eigentlich dänisch fühle. Kein Wunder also, daß die Ententekommissionen, als sie in die Ostmark kamen, genau so aus den Wolken fielen, wie es ihren Kollegen vom Plebiszit-Schleswig widerfuhr, als sie im Extrazug aus Kopenhagen in das „dänische" Flensburg gelangten und sich verblüfft nach dem begeisterten Jubel der „erlösten" Bevölkerung umsahen, von dem nichts zu spüren war. Aber während der natürliche Aerger der unerbetenen Befreier sich in Schleswig unter französischem Druck leider nicht gegen die Dänen, sondern erst recht gegen die deutsche Bevölkerung wandte, trat diese Wirkung in Ost- und Westpreußen nicht ein, sehr zum Leidwesen der Polen, die sich von dem Einzug der Entente Wunder versprochen hatten. In Allenstein steht die interalliierte Kommission unter englischer Führung, in Marienwerder unter italienischer. In beiden Abstimmungsgebieten fehlen infolgedessen auch die französischen Truppen und zu Reibungen mit der Bevölkerung ist es nur dort gekommen, wo französische Kontrolloffiziere sich in den Dienst der polnischen Sache stellten. Im allgemeinen aber gibt man den Kommissionen das Zeugnis einer wenigstens bislang leidlich neutralen Haltung.

Statt dessen aber wurde die Stimmung der Polen gegen die Kommissionen immer gereizter. Und ihre Drohungen gipfelten schon bald in der Ankündigung der Stimmenthaltung. In Ostpreußen wenigstens haben sie ihre Agitation tatsächlich auch sehr bald eingestellt. Nur leider lag der Knüppel allzu sichtbar beim Hunde. Denn sie waren überhaupt nicht imstande, so viel brauchbare stimmberechtigte Leute aufzubringen, um die Kontrollausschüsse für die Abstimmung mit „polnischen" Vertretern zu besetzen, wie sie denn auch ihre ganze Agitation ausschließlich durch landfremde Elemente betreiben, die massenhaft aus Polen importiert wurden

und die man daher „Importen" oder „Warschauer" zu nennen pflegt. Auch der Versuch, bezahlte Kreaturen aus dem Abstimmungsgebiet nach Warschau zu bringen und dort auf besonderen Kursen zu Agitatoren ausbilden zu lassen, ist gescheitert, einmal weil dieser Aufklärungsunterricht mit der polnischen ABC-Fibel beginnen mußte und daher reichlich langwierig war, oder aber die Zöglinge enttäuschten ihrerseits, sei es durch Dummheit, sei es weil sie Lumpen waren, oder auch deshalb, weil das, was sie in Polen sahen, ihnen selber die Augen in einer Weise öffnete, die man nicht gerade als Zweck der Uebung bezeichnen konnte.

Kurzum, der polnische Angriff auf Ostpreußen wäre schon heute als gescheitert zu bezeichnen, wenn nicht gerade deshalb nun die Drohung mit gewaltsamem Einmarsch sich erhoben hätte, und wenn nicht außerdem der Erfolg der polnischen Ränke in Paris unberechenbar wäre und deshalb die Notwendigkeit bestünde, daß auf deutscher Seite alle Kräfte bis zum letzten Augenblick aufgeboten werden, damit das, was für uns schon feststeht, auch durch die Abstimmung erhärtet wird, und so die „polnische Frage" in Ostpreußen ein für alle Mal aus der Welt geschafft bezw. als überhaupt nicht vorhanden dokumentiert wird. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit ist Gott sei Dank bis in das letzte masurische und ermländische Dorf gedrungen, und man erwartet daher bestimmt, daß auch alle Abstimmungsberechtigten aus dem Reiche bis zum letzten Mann herbeieilen. Denn die ungeheure Nervenspannung, unter der dieses im Kriege so schwer geprüfte Grenzvolk nun aufs neue lebt, bedarf grade auch wegen der Absperrung von Deutschland der stärksten Beweise, daß es auch hier heißen soll: Treue um Treue.

Aber man kann sich nun vielleicht einen Begriff machen, mit welcher Erbitterung dieses Volk überhaupt die Tatsache betrachtet, daß es sein Verbleiben bei Deutschland erst durch die Qual und die Lasten dieser Abstimmungszeit erkaufen muß. Aus Polen ist nichts zu holen außer Läusen, sagt der Volksmund. In dem losgerissenen deutschen Soldau kostet der magere Hering schon 6 Mark und die Schikane der Polen kennt keine Grenze. Auf der einen Seite Schmutz und Verwahrlosung, auf der anderen trotz aller Prüfung saubere deutsche Kultur, die aus den Trümmern des Krieges die Städte wenigstens bis zu 60 Prozent und das Land fast nur mit Ausnahme der Herrenhäuser neu und schön hat erstehen lassen. Und dieses schöne Land mit seinen herrlichen Seen, seinen reichen Wäldern und Feldern, seiner uralten deutschen Ordnung und Sitte sollte polnisch werden? Sollte lediglich dazu dienen, die Polen aus dem Dreck zu reißen? Deutsch bleiben oder sterben, mehr als einmal haben wir dieses Wort im bittersten Ernst aus dem Munde einfachster Landbewohner gehört mit drohend erhobener Hand gegen die polnische Grenze, wo die Gefahr des Ueberfalls lauert.

Wie stark dieser Wille ist, mag man daraus ermessen, daß allein in Ostpreußen bei 275 000 Abstimmungsberechtigten schon jetzt 230 000 bis 240 000 im Masuren- und Ermländerbund organisiert sind, und zwar in 1200 Heimatvereinen, die sich auf 1500 Ortschaften verteilen und als Wahrzeichen das alte weiße Schild mit dem schwarzen Ordenskreuz an der Brust tragen. Es wird uns unvergeßlich sein, daß man uns, den Besuchern aus dem Reiche, zum Dank für diesen Besuch dieses altehrwürdige Zeichen verliehen hat, ebenso unvergeßlich wie der Augenblick, wo auf einem der Heimatfeste dieses Bundes — es war in dem kleinen Städtchen Lyck — eine tausendköpfige Menge auf die Frage ihres Pfarrers, ob sie deutsch bleiben wolle, wie aus einem Munde rief:

Ja, wir geloben es. Oder soll ich erzählen von Prostken, dem südöstlichsten Grenzdorf, wo die Bevölkerung als erste die Russenflut über sich ergehen lassen mußte, wo viele von ihnen erschossen oder nach Sibirien verschleppt waren, und wo jetzt auf dem Schlagbaum über der Chaussee die polnischen Grenzsoldaten hocken und nach Deutschland hineinstarren. Dort am bedrohtesten Punkt, wo ein armes Volk zum Teil noch in Erdhütten und Baracken haust, erlebten wir unter den Bäumen des Frühlingswaldes mit Bauern, Holzfällern, Eisenbahnern, Landarbeitern, Männern und Frauen eine Stunde am Sonntagmorgen, die wie ein nationaler Gottesdienst war. Ich hab' mich ergeben . . . . Und das Wort stand auf: Dein ärmster Sohn wird dein treuester sein.

III.

Das Land, wo die Steine reden.

Bei unserer Fahrt durch die trotz des Krieges blühenden, aber dann im sogenannten Frieden zerrissenen Gebiete der deutschen Ostmark landeten wir zum Schluß auf dem Hochsitz der alten deutschen Ordensritter, auf der Marienburg, dem größten und herrlichsten Denkmal deutscher Kultur, deutscher Arbeit und deutschen Kampfes, das der Osten unseres Vaterlandes aufweist. Aus Sumpf und Heide emporgeführt, hoch und schön, frei und stark, sarazenische Erinnerung mit heimischer Gotik vermählend und beides verschmelzend in schöpferischer Arbeit mit dem Wesen des neuen Landes, das den Heiden und dem Urwald abgerungen war, so zeugt dieses gigantische Denkmal von deutscher Schöpferkraft, von unermüdlicher Liebe zur Arbeit, von größtem staatsmännischen Weitblick, und wenn in diesem Lande die Menschen schwiegen, so würden die Steine reden, daß es deutsches Land ist, auf dem wir hier wandern, und daß es niemals aufhören kann, deutsch zu sein.

Die Geschichte dieses Landes, die viele wechselnde Kapitel aufweist, hat nur ein Thema: deutsche Kultur im Kampf gegen polnischen Undank und polnische Habgier. Zur Rettung der Polen vor den alten heidnischen Prussen wurde um 1200 der deutsche Ritterorden herbeigerufen, und so entstand der deutsche Ordensstaat Westpreußen zur Rettung Polens. Aber damals wie jetzt im Weltkriege hat Polen dem Befreier statt mit Dankbarkeit mit Neid und Habgier erwidert, bis es ihm gelang, das blühende deutsche Land in seinen Besitz zu bringen. Erst als es dann völlig heruntergewirtschaftet war und mit dem übrigen Polen von Rußland aufgesogen werden sollte, fiel Friedrich dem Großen die Aufgabe zu, die alte deutsche Erde zurückzunehmen und wieder aufzubauen, was in der bis auf den heutigen Tag sprichwörtlichen polnischen Wirtschaft versumpft war. So entstand aufs neue durch deutsche Kultur dieses Land und Volk, nach dem nun wiederum der Pole seine Hand ausstreckt. Es will uns nicht in den Sinn, daß gerade dieses Sorgenkind jahrhundertelanger deutscher Kulturarbeit heute überhaupt noch von slawischen Ansprüchen bedroht sein kann. Aber wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, die uns schon die Annexionen des Versailler Vertrages deutlich machten, daß im Rahmen des Selbstbestimmungsrechtes, wie man es in Versailles auffaßt, selbst der Rest von Westpreußen, der uns geblieben ist, bedrohtes Land darstellt.

Doch das Volk dieses Landes weiß, was ihm droht, und es ist nicht mehr das Volk von ehemals, das sich im 15. Jahrhundert durch eigene Uneinigkeit (der Stände gegen die Ritter) den Polen auslieferte, um hinterher alsbald aufs bitterste diese Torheit zu bereuen, sondern heute kennt man die Gefahr in ihrer ganzen Tragweite, und deshalb steht die ganze

deutsche Bevölkerung Westpreußens vom ersten bis zum letzten, ja selbst vielfach mit Einschluß polnisch sprechender Elemente, zusammen in dem Willen, sich niemals wieder der polnischen Aussaugung und Verwahrlosung zu unterwerfen. Es ist ein anderes Bild als in Ostpreußen, wo das Stammesgefühl der Masuren und Ermländer eine gewissermaßen elementare Organisation von Heimatverbänden ermöglichte. In Westpreußen kann sich das Deutschtum auf solche besondere Stammeseigenart nicht gründen. Aber sein Kampf gegen das Polentum ist deswegen nicht weniger entschlossen, sondern vielleicht politisch um so bewußter. Es sind daher die politischen Parteien, die sich hier ohne Unterschied von rechts bis links zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen haben und so zu den Trägern des deutschen Gedankens im Abstimmungskampfe geworden sind. Schon dieser Umstand aber, zusammen mit der stärkeren Durchsetzung einzelner Kreise mit polnischen Minderheiten, wenigstens in den Kreisen Stuhm und Marienwerder, bringt es mit sich, daß der Rassenkampf nicht von vornherein eine ebenso klare Scheidung wie in Ostpreußen herbeigeführt hat, sondern weit tiefer und daher auch weit leidenschaftlicher in alle Verhältnisse hineindringt. Wobei noch hinzukommt, daß infolge des polnischen Korridors die Umklammerung durch das Polentum viel unmittelbarer auf Westpreußen drückt als auf Ostpreußen.

Von der Bedrängnis der westpreußischen Bevölkerung lesen wir ja fast täglich. Wie seinerzeit in Schleswig der reindeutschen Bevölkerung dänische Polizisten auf den Nacken gesetzt wurden, so hat man trotz des schreienden Mißverhältnisses auch den Polen Gewalt über die deutsche Bevölkerung gegeben durch Schaffung einer sogenannten paritätischen Polizei. Die von dem Italiener Pavia geleitete interalliierte Kommission glaubt gewiß, dadurch ganz objektiv zu verfahren. Denn als wir ihn besuchten, erklärte Herr Pavia, daß die Kommission sich nicht von Vorherberechnungen der Abstimmung leiten lassen dürfe, sondern beide Parteien die Ueberzeugung völliger Gleichberechtigung gewinnen müßten. Das ist theoretisch vom Standpunkt eines Ententebeauftragten gewiß richtig. Aber das politische Taktgefühl hätte der Kommission in Westpreußen genau so wie der in Flensburg sagen müssen, daß sie zwar selbst die Polizei ausüben mag, daß aber eine erdrückende deutsche Mehrheit es niemals als Parität zu empfinden vermag, wenn noch während des Kampfes dem Kampfgegner Gewalt über sie eingeräumt wird. Aehnlich liegt es mit dem Verbot nationaler Lieder. Denn in Zeiten des nationalen Kampfes ist das Lied etwas Elementares und jeder Versuch seiner Unterdrückung hat nur verstärkte Aufreizung zur Folge. Das Liedersingen haben sie uns ja nicht einmal in Schleswig verboten. Letzten Endes freilich muß man sich damit trösten, daß die Wirkung all solcher Maßnahmen nicht das Deutschtum zu beklagen haben wird, sondern einzig und allein sein Gegner. Und darin liegt bei dieser Art von Parität die ausgleichende Gerechtigkeit.

Die Kampfmethode der Polen unterscheidet sich in Westpreußen trotz des günstigeren Bodens nicht sonderlich von ihren mißglückten Versuchen in Ostpreußen. Wie dort, so hat auch hier der Katholizismus sie herzlich enttäuscht, denn gerade die katholische Geistlichkeit ist vielfach zum Wortführer des gesamten Deutschtums gegen den polnischen Nationalismus geworden. Einen offenen Kampf der Polen merkt man im übrigen hier fast so wenig wie in Ostpreußen. Hinterlist und Heimlichkeit sind ihre besten Waffen, mit Ausnahme natürlich der Millionen, die sie zu Hotelkäufen, Zeitungsgründungen und Bestechungen aufwenden und

die bei näherer Untersuchung dem „non olet" zum Trotz wahrscheinlich einen starken Geruch vom französischen Franken an sich haben dürften. Daß dabei die Polen, ähnlich wie die Dänen, besonders das wirtschaftliche Moment im Kampfe hervorkehren, mutet fast grotesk an. Die Dänen hatten doch noch etwas zu bieten, zum mindesten eine überlegene Valuta, die Polen aber kann man mit jeder polnischen Zeitung, vor allem jeder sozialdemokratischen Polenzeitung aus dem Sattel heben, die man ihnen vor die Nase hält. Denn vor dem polnischen Bankrott, der unvermeidlich ist, tritt selbst die Steuerlast des arbeitsamen deutschen Volkes zurück, und außerdem vollzieht sich unmittelbar in der Nachbarschaft die abschreckend anschauliche Tragödie der buchstäblichen polnischen Ausrottungspolitik gegen alles deutsche Wirtschaftsleben in den von Polen annektierten deutschen Gebieten.

So haben denn die Polen weder politische noch wirtschaftliche und kulturelle Aktiva für sich ins Feld zu führen, und ihre Minderheit würde dem deutschen Westpreußen keine Sorge machen, wenn nicht die polnische Gewaltdrohung immer im Hintergrunde lauerte und außerdem die unberechenbaren Ränke der internationalen Politik. Aber gerade in dieser Beziehung kann das Beispiel Schleswigs nicht stark genug für Ost- und Westpreußen wie auch für die übrigen Abstimmungsgebiete hervorgehoben werden. Es hat den Beweis erbracht, daß ein entschiedener Volkswille alle gegnerischen Intrigen letzten Endes doch zuschanden macht. Aber allerdings muß dieser Wille der Heimatberechtigten, wo sie auch zurzeit wohnen, ganz überwältigend klar zum Ausdruck kommen, das gilt gerade auch für das ernstlich bedrohte Westpreußen. Die dort jetzt den Kampf führen, werden ohne Frage ihren Mann stehen. In der bedrohtesten Kreisstadt Stuhm erlebten wir einen deutschen Tag, bei dem wohl 12- bis 15 000 Menschen sich zu einem begeisterten deutschen Umzug zusammengefunden hatten, obwohl die Stadt selber nur 5000 Einwohner hat. Aus allen Gutsbezirken und Dörfern waren sie herbeigeeilt, der Bauer, der Taglöhner, der Gutsherr, Frauen umnd Mädchen, nur, um in einem Zuge, der auf vier in die Stadt mündenden Chausseen gleichzeitig angetreten war, hintereinander durch die Stadt zu marschieren und auf einer sonnigen Wiese ein Treuegelöbnis zum Deutschtum abzulegen, vor dem die Polen sich hinter zugezogenen Fenstergardinen versteckten. Das war unser letzter Eindruck von dieser politisch ebenso ergiebigen wie in nationaler Beziehung herzerfrischenden Reise durch unsere deutschen Ostmarken, und als wir abends die Zinnen der Marienburg zum Abschied grüßten, da war uns klar, daß kein deutsches Herz jemals dieses Land lassen wird, in dem selbst die Steine unsere Muttersprache reden.

Die gesamte Ostmark aber, die von uns abgeschnitten wurde, und die nur durch verständnisvollste und treueste Pflege ihrer Lebensbedürfnisse sowie durch die geschlossene nationale Solidarität des gesamten deutschen Volkes vor der Gefahr der Erdrosselung bewahrt bleiben kann, soll wissen, daß wir sie so wenig entbehren können, wie sie uns. Wenn dieses Bewußtsein nationaler Solidarität, wurzelnd auf dem Felsen unseres nationalen Rechtes, Gemeingut aller Deutschen sein wird, dann können wir gewiß sein, daß dieses nationale Recht sich durchsetzen wird gegen noch so viel Haß, Habgier und Mißtrauen rings um uns herum.

„Kölnische Zeitung“.

Paul Versen.

Das Abstimmungsgebiet der Nordostmark ist eine Insel im Staatenmeer. Es ist durch den polnischen Korridor, der selbst rein deutsches Gebiet ist, vom übrigen Deutschland getrennt. Diese insulare Lage Altpreußens hat unter seiner Bevölkerung allmählich ein Gefühl der Verlassenheit erstehen lassen, das sich langsam zu einer Verbitterung auswuchs. Das wirtschaftliche Leben leidet unter der Abschnürung vom Reich. Das Volk fühlt sich in seiner nationalen Existenz durch die mannigfaltigen Umtriebe der Polen und die Besetzung weiter Teile des Landes durch die Entente bedroht. Vielfach ist der Glaube aufgetreten, vom übrigen Reich verraten und verkauft zu sein, weil man aus dem Reiche und namentlich aus Berlin heraus, auf das sich gewohnheitsmäßig noch die Preußenaugen richten, kein Mitleiden und kein Verständnis zu hören glaubte und nur das sinnlose Gegeneinanderwüten der Parteien mitten im Siechtum der Nation sah. Im Rheinland hat man für dies Gefühl der Vereinsamung der Ostpreußen Verständnis, denn auch hier wird der Druck fremder Besatzung durch tatkräftige Hilfe des Reiches vielfach nicht gemildert. Es ist kein Zufall, daß gerade am Rhein mitten im Wahlkampf vor kurzem die Kandidatin der deutschen Volkspartei, Fräulein Rawengel, mit herzlichen Worten der um ihr Volkstum kämpfenden Nordostmark gedachte. Mit rührender Dankbarkeit werden jenseits des Korridors solch seltene Kundgebungen nationalen Mitempfindens gehört. Als wir um die Mitte des Mai als Vertreter einer Anzahl deutscher Zeitungen auf einer Studienfahrt Ost- und Westpreußen bereisten und den dortigen Landsleuten die Sympathien und die Unterstützung von ganz Deutschland in ihrem Kampf um ihr nationales Recht gegen das Polentum versprechen konnten, da wurden wir gefeiert wie Herrscher aus dem Morgenlande, die nie geschaute Schätze zu vergeben haben. Man kennt im übrigen Deutschland und namentlich im Westen den Osten des Reiches, der nunmehr am 11. Juli für sein Deutschtum vor aller Welt zeugen wird, herzlich wenig. Für manchen Deutschen beginnt ostwärts des Berliner Schlesischen Bahnhofs bereits Asien. Man ahnt nichts von der prächtigen Schönheit und dem gabenspendenden Reichtum der Gebiete, nach denen polnische Begehrlichkeit jetzt greift, von der alten deutschen Kultur, die aus der Bodenbewirtschaftung, aus der Anlage der Dörfer und Städte mit ihren gotischen Backsteinkirchen, mit ihren Burgen des deutschen Ordens, als dessen ragendes Symbol die Marienburg Geschichte redet, aus den Schlössern des Großgrundbesitzes als den Pflegestätten von Kunst und Tradition, vor allem aus dem kerndeutschen, in harter Arbeit fest gewordenen Menschenschlag zu uns spricht. Erst die bevorstehende Abstimmung lenkt wieder alle Blicke ostwärts mit der bangen Frage, ob dort das Hinschwinden deutschen Bodens, das im Westen und Osten, Norden und Süden unser altes Reich zerkleinert hat, seine Fortsetzung findet. Wer mit offenen Augen und offenem Herzen durch Ost- und Westpreußen gezogen ist, der darf versichern, daß, wenn es nach Recht und Gerechtigkeit auf Grund der Volksabstimmung geht, keine Scholle deutschen Bodens an Polen fallen kann, weil überall die Bevölkerung in großer, meist erdrückender Mehrheit für Deutschland sich erklären wird.

I.

Das Abstimmungsgebiet Ostpreußens besteht aus den beiden ermländischen Kreisen Allenstein und Rössel und den vorwiegend masurischen Kreisen Osterode, Ortelsburg, Sensburg, Lötzen, Johannisburg, Lyck, Marggrabowa sowie dem nördlichen Teil des Kreises Neidenburg, dessen südlicher Teil mit der Stadt Soldau bereits durch den Friedensvertrag an Polen abgetreten worden ist. Die Bevölkerung aller dieser Kreise ist rein deutsch. Die Engländer sind katholische Einwanderer aus Deutschland. die der Ritterorden herbeigerufen hat und die seit dieser Zeit ihr Deutschtum unverfälscht erhalten haben. Die Masuren sind ein Mischvolk aus deutschem und slawischem Blut, dessen hervorragendes Merkmal bezeichnenderweise der gemeinsame Haß gegen die Polen ist. Ihre Verkehrs- und Schriftsprache ist deutsch, doch wird vielerorts, namentlich unter den älteren Leuten, eine dem Polnischen verwandte Mundart gesprochen, die aber den Polen ebensowenig verständlich ist wie den Bayern das Holländische. Der Gebrauch dieser Mundart ist stark zurückgegangen, die jüngere Generation spricht nur noch deutsch, und wir konnten feststellen, daß in Lyck der sonntägliche Gottesdienst in masurischer Sprache nur noch von einigen wenigen ganz alten Leuten besucht wurde. Versuche der Polen, unter den Masuren Fuß zu fassen, sind schon seit langem gemacht und häufig wiederholt worden. Jedesmal sind sie kläglich gescheitert. Ums Jahr 1905 setzte eine gewaltige polnische Agitation im Masurenlande ein. Polnische Zeitungen wurden gegründet, Güter von polnischer Hand aufgekauft. Aber der Erfolg entsprach nicht den aufgewandten Mitteln, die Güter sind fast alle wieder verkauft und von den Zeitungen blieb nur der „Mazur“ am Leben, der mit fünfhundert Abonnenten im weiten Masuren ein künstliches Leben fristete. Der polnischen Agitation für die Abstimmung ist es nicht besser gegangen. Zwar konnte sie viel französisches Geld springen lassen, aber zweckloser ist nie Geld vergeudet worden. Als das Geld nicht half und die Masuren sich nicht willig zeigten, griff man zur Gewalt. Die Polen gründeten eine bewaffnete Organisation, die sogenannte Bojuwka, die man anstelle der deutschen Sicherheitswehr zu setzen trachtete und die ihre Tätigkeit damit begann, deutsche Versammlungen zu sprengen und die Masuren mit handfesten Gründen von der Güte der polnischen Sache zu überzeugen. Aber auch diese Organisation war ohne richtige Einschätzung der masurischen Kernhaftigkeit aufgezogen worden. Die Masuren setzten sich ihrerseits zur Wehr und behandelten die polnischen Agitatoren auf ihre Art, von der die Krankenbücher einzelner Krankenhäuser des Abstimmungsgebietes zu erzählen wissen. Die Folge war, daß sich bald kein polnischer Agitator bei Tage in Masuren sehen ließ. In schnellen Autos flüchteten die Polen durchs Land und legten des Nachts an den Dorfeingängen ihre Pakete mit Flugschriften nieder, die der Bevölkerung willkommenes Feuerungs- und Einwickelmaterial boten. Gleichzeitig führten sie, die zuerst zur Gewalt gegriffen, bei der Interalliierten Kommission Klage darüber, daß ihre Werbearbeit unter der Bevölkerung deutscherseits unmöglich gemacht würde. Heute ist auf polnischer Seite die Einsicht allgemein, daß bei der Abstimmung in Masuren und Ermland nichts zu holen ist. Wenn sie in einem oder dem andern Dorfe des ostpreußischen Abstimmungsgebietes eine stattliche Minderheit oder vielleicht auch eine kleine Mehrheit bekommen, so dürfen sie von einem Achtungserfolge sprechen, aber gerade dieser wird erweisen, daß sie in Ermland und Masuren nichts zu suchen haben. Es wird sich bei der Abstimmung herausstellen, daß es eine der größten weltgeschichtlichen Lügen war, als die Polen der Entente zu erzählen suchten, daß Masuren und Ermländer

Polen seien, und daß die Masurendeputation, die auf der Friedenskonferenz in Versailles erschien und als Abgesandte des masurischen Volkes den Wunsch aussprach, daß ganz Masuren zu Polen geschlagen würde, ein echt polnischer Schwindel war. Die Deputation war von den Polen gekauft, und als sie nach Hause zurückkam, verhaftet und vor Gericht gestellt wurde, fand man einen Teil des polnischen Geldes bei ihnen vor und klärte diese Täuschung der Entente auf. Eins hat allerdings die polnische Lüge unterstützt: der alte preußische Bürokratismus. Die ehemals in Masuren bediensteten preußischen Beamten hatten in ihren Statistiken aufgenommen, daß die Bevölkerung in Masuren zu mehr als fünfzig Prozent polnisch sei und zwar aus einem höchst eigennützigen Grunde: um die Ostmarkenzulage zu erhalten, die ihnen daraufhin auch prompt zugebilligt wurde.

Wenn man von allen nationalen Gesichtspunkten absieht, so bietet sich den Masuren und Ermländern kein kultureller oder wirtschaftlicher Gesichtspunkt, aus dem sie die Zugehörigkeit zu Polen derjenigen zu Deutschland vorziehen sollten. Konnte den Nordschleswiger der Reichtum Dänemarks, seine gleichwertige Kultur bei der Abstimmung beeinflussen, so sieht der Ostpreuße in Polen ein kulturell auf tiefster Stufe stehendes Volk, bei dem die sozialen Gegensätze stärker sind als bei jedem andern europäischen Volke, er sieht ein Land, das mitten im Bankrott steht und nicht die Möglichkeit des Aufstiegs hat wie das große Deutsche Reich. Er sieht, wie das letzte Gut und Blut, in erster Linie deutsches Gut und Blut aus der Provinz Posen und den abgetretenen ost- und westpreußischen Kreisen, in aussichtslosen Kriegen vergeudet wird, er hört von den Flüchtlingen, die aus dem Soldauer Kreise bei Nacht ins alte deutsche Vaterland hinüberwechseln, wie deutsches Eigentum und Leben vergewaltigt werden, um Kongreßpolen wieder aufzubauen. Diesen Zuständen in Polen gegenüber wird sich die Bevölkerung erst recht bewußt, was Preußen für sie getan hat. Schon vor dem Kriege steckte der Staat mehr in diese Gebiete hinein, als er Steuern aus ihnen empfing, und neuerdings zeigt der aus Mitteln des Reichs finanzierte Wiederaufbau der von den Russen zerstörten Dörfer und Städte, der schon während des Krieges begonnen und jetzt zu nahezu 90 Prozent vollendet ist, was Ostpreußen vom deutschen Vaterlande hat. Wir konnten uns überzeugen, daß Städte wie Hohenstein und Ortelsburg bereits vollständig neu aus den Ruinen erstanden sind und bis dicht an die polnische Grenze heran, bis Prostken, die Aufbautätigkeit in künstlerisch freundlichem Stil mit emsiger Energie fortschreitet. Aus dem abgetretenen Soldauer Kreise hört man dagegen, daß mit dem Uebergang an Polen alle Wiederaufbauarbeiten sofort eingestellt worden sind. Soll das für einen Uebergang an Polen Stimmung machen? Es scheint, als ob jetzt auch unter den wenigen Polen, die noch in Ostpreußen leben, geringe Neigung besteht, unter die Fittiche des polnischen Adlers zu gelangen, denn an vielen Orten ist es den Polen einfach unmöglich gewesen, die zwei oder drei Leute für ihre Abstimmungskommissionen aufzutreiben. In maßgebenden polnischen Kreisen wurde auch bereits dafür Stimmung gemacht, sich der Abstimmung ganz zu enthalten, um einer riesengroßen weltgeschichtlichen Blamage zu entgehen. Man würde dann nach außen sagen, der deutsche Terror habe die Abstimmung unmöglich gemacht. Ein großes Verdienst, die nationale Stimmung im ostpreußischen Abstimmungsgebiet so hoch gespannt und gesichert zu haben, fällt den von Molkereidirektor Worgitzki in Allenstein gegründeten Heimatvereinen zu. Diese Vereine umfassen in Masuren

und Ermland alle Deutschen, ohne Unterschied der Partei und ohne Unterschied der Konfession. In Versammlungen und bei Heimatfesten schärfen sie der Bevölkerung das deutsche Gewissen und suchen mit Erfolg alle Bevölkerungsschichten in Stadt und Land, reich und arm, im Gefühl gemeinsamen Deutschtums und gemeinsamer Gefahr einander näherzubringen; sie haben dadurch eine kraftvolle Arbeitsgemeinschaft mit einer nationalen Geschlossenheit geschaffen, deren Ausdehnung auf das übrige Reich und namentlich auf den nationalgefährdeten Westen man nur wünschen könnte. Fast jeder erwachsene Deutsche in den Abstimmungsgebieten Ostpreußens gehört diesen Vereinen an und trägt mit Stolz das weiße Ordensschild mit dem schwarzen Kreuz auf seiner Brust. Von den 275 000 Abstimmungsberechtigten zählen sich nicht weniger als 225 000 zu den Heimatvereinen. Auch allenthalben im Reiche, wo Ostpreußen sind, haben sie sich zu Zweigvereinen dieser Organisation zusammengeschlossen und überall herrscht reges nationales Leben. Von dem Schwung und der Begeisterung, die die Worgitzkische Organisation in Ermland und Masuren erzeugt hat, sahen wir herrliche Blüten, die auf uns, die wir aus dem Berliner Parteikampf kamen, besonders erfreulich und hoffnungsspendend wirkten. In Lyck konnten wir einem Heimatfest beiwohnen, bei dem dicht gedrängt in einem engen Saale aus der nur 12 000 Einwohner zählenden Stadt 2000 sich zusammengepfercht hatten und mit religiöser Andacht in die Hand ihres Geistlichen das Gelöbnis, am Deutschtum festzuhalten, ablegten. An der polnischen Grenze bei Prostken versammelten sich bei unserer Ankunft angesichts der vom Grenzschlagbaum neugierig herüberlugenden polnischen Soldaten die Bewohnere dieses noch teilweise in Trümmer liegenden Grenzortes und stimmten begeistert das deutsche Volkslied „Ich hab mich ergeben“ an, das wie ein erhebender deutscher Schwur ins polnische Land hinüberklang. Was uns auf dem Markt in Hohenstein mit agrarisch-bärenstarker Stimme der Bürgermeister versicherte, das hörten wir im Lichtspieltheater des neu erbauten Ortelsburg in sprudelndem Wortschwall, mit überhasteter Mimik, von dem temperamentvollen Sprecher der masurischen Landbevölkerung, das hallte wider aus den Reden auf dem gräberreichen Schlachtfelde von Tannenberg, aus dem Zwiegespräch von Gutsbesitzer und Instmann auf der höchsten Erhebung Ostpreußens, den Kernsdorfer Höhen, am Himmelfahrtstage: Deutsch sind wir, und deutsch wollen wir bleiben. Und wenn man alle diese Kundgebungen als vorbereitet und bestellt ansprechen könnte, so bestätigen uns einige Impromptus auf der Landstraße, da unsere Autos an einer unbestellten Panne liegen bleiben mußte, die Eindrücke, die wir von der Gesinnung des Volkes empfangen hatten. Da schleuderte man uns, den fremden Automobilisten, die man als polnische Agitatoren verkannte, das größte Schimpfwort des Landes „Polacken“ entgegen, und dieses Schimpfwort erklärt uns mehr als die Blumensträuße, die man dort, wo man wußte, wer wir waren, uns in die Autos warf, das wahre Verhältnis zwischen Masuren und Ermländer einerseits und Polen andererseits, und mit dem Bewußtsein, daß Ostpreußen bei der Abstimmung mit den Polen gründlich abrechnen werde, fuhren wir in das westpreußische Abstimmungsgebiet hinein.

II.

In der Provinz Westpreußen liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Hier gibt es tatsächlich eine polnische Minderheit, die um so stärker ins Gewicht fällt, als man von der Provinz die rein deutschen Gebiete bereits losgetrennt und zum Korridor geschlagen hat. Hier haben

am 11. Juli abzustimmen die Kreise Marienburg, Marienwerder, Stuhm und Rosenberg. Das Abstimmungsgebiet hat insgesamt 158 300 Einwohner, davon 134 500 Deutsche und 23 800 Polen. Die Polen machen also 15 % der Gesamteinwohnerzahl aus. Ueber die Hälfte aller Polen, nämlich 15 500, entfällt auf den Kreis Stuhm, dessen Bevölkerung zu etwa 45 % polnisch ist. Dieser Kreis darf daher als der am meisten gefährdete gelten. Der Kreis Marienwerder hat ca. 10 %, Marienburg 5% und Rosenberg 6 % Polen. Diese Kreise können als rein deutsch bezeichnet werden. Im Kreise Stuhm wohnen die Polen im Zentrum des Kreises, an der Weichsel, in der Niederung an der Nordgrenze zum Kreise Marienburg hin, an der Ostgrenze zu den Kreisen Mohrungen und Pr. Holland hin, und am allergrößten Teil der Südgrenze des Kreises Stuhm wohnen nur Deutsche, so daß der polnische Kern fast vollständig durch Deutsche eingefaßt ist. Nur an der Westgrenze des Kreises, gegenüber dem Ort Mewe könnte sich vielleicht eine kleine polnische Brücke ergeben. Die westpreußischen Kreise im ganzen sind also zu nahezu $^{8}/_{10}$ deutsch, und wenn die Abstimmung nicht verfälscht werden sollte, müßte auch das westpreußische Abstimmungsgebiet deutsch bleiben. Es kommt hinzu, daß nach unsern Beobachtungen ein großer Teil der rein polnischen Bevölkerung angesichts der hoffnungslosen Zustände in Polen für Deutschland stimmen dürfte.

Die deutsche Organisation in Westpreußen unterscheidet sich wesentlich von derjenigen Ostpreußens. Während hier eine Organisation arbeitet, die außerhalb der politischen Partei steht, liegt in Westpreußen die deutsche Werbetätigkeit in der Hand der politischen Parteien, die zu diesem Zweck eine Arbeitsgemeinschaft eingegangen sind. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß die konfessionelle Orientierung des Zentrums und die internationalen sozialistischen Ideen der Sozialdemokratie leichter eine Brücke zwischen der polnischen und deutschen Nationalität schlagen könnten, als die Heimatvereine, die lediglich die deutsche Nationalität betonen und daher in den Bezirken mit gemischter Bevölkerung eher Gegensätze aufrichten als Gemeinsamkeitsgefühl erzeugen. Dieser Gedankengang ist gewiß richtig und die Erfolge, die durch die Parteiarbeit erzielt worden sind, sind nicht zu unterschätzen. Auf der anderen Seite machte sich natürlich bemerkbar, daß die Parteien menschenähnliche Gebilde mit menschenähnlichem Charakter sind und neben der nationalen Arbeit auch ihre Parteizwecke betreiben. Infolgedessen wird am Tage nach der Abstimmung diese ganze Parteiarbeitsgemeinschaft auseinanderfallen, während die Heimatvereine, die auch in den rein deutschen Gebieten Westpreußens Fuß gefaßt haben, ihre nützliche Tätigkeit auf nationalem und kulturellem Gebiet fortsetzen können. Der erhebendste Eindruck, den wir aus Westpreußen mitnahmen, war der Besuch des deutschen Tages in der Stadt Stuhm. Nachdem kurz vorher die Polen dort zu Propagandazwecken einen polnischen Tag gefeiert hatten, zu dem sie etwa zwölfhundert Leute auf die Beine brachten, marschierten am deutschen Tage die deutschen Bewohner dieses Kreises, der etwa 36 000 Einwohner zählt, darunter 21 000 Deutsche, in der stattlichen Anzahl von etwa 12 000 Männern, Frauen und Kindern in festlichem Zuge mit deutschen Fahnen und patriotischen Liedern einher und veranstalteten damit eine Kundgebung für das Deutschtum, die auch auf die Polen und die interalliierte Kommission eine nachhaltige Wirkung hatte. Die westpreußischen Kreise sind für das Deutschtum schon deshalb unentbehrlich, weil sie zu den reichsten landwirtschaftlichen Ueberschußgebieten gehören. Aber gerade deswegen werden sie auch von den Polen begehrt. Die Wünsche der Polen richten sich hauptsächlich auf die Eisen-

bahn, die von Danzig-Marienburg durch den Kreis Stuhm und den Kreis Rosenberg über Mlawa nach Warschau führt, und auf die sogenannte Weichselstädtebahn, die Marienburg über Marienwerder mit Graudenz verbindet. Da nach dem Friedensvertrag außer dem ziffernmäßigen Ergebnis der Abstimmung auch wirtschaftliche und geographische Gesichtspunkte berücksichtigt werden sollen, geben sich die Polen der Hoffnung hin, daß ungeachtet einer polnischen Niederlage bei der Abstimmung ihnen die Entente diese beiden Bahnen trotzdem zusprechen werde. Demgegenüber muß mit allem Nachdruck darauf verwiesen werden, daß die Polen bereits entsprechende Verbindungen von Danzig nach Warschau links der Weichsel besitzen, und daß eine Nachgiebigkeit an die Polen das schwerste Unrecht gegen Deutschland und eine krasse Versündigung am Geiste des Völkerrechts und des Völkerbundes sein würde.

Die interalliierten Kommissionen, die in Ost- und Westpreußen ihres Amtes walten und — das darf man offen betonen — nach unseren Beobachtungen und nach dem Urteil der Bevölkerung mit möglichster Unparteilichkeit die Verwaltung auszuüben suchen, scheinen längst den Eindruck gewonnen zu haben, daß die Polen hinsichtlich der Abstimmungsgebiete die Entente gehörig hinters Licht geführt haben. Aus den Gesprächen, die wir an verschiedenen Orten mit höheren englischen und italienischen Offizieren hatten, gewannen wir die Ueberzeugung, daß diese Herren sich dafür einsetzen wollen, daß die Abstimmung mit aller fairneß durchgeführt wird. Man fragte uns sogar in der Art eines Fühlers, ob es nicht möglich sei, auf die Abstimmung ganz zu verzichten; dies könne geschehen, wenn Deutschland freiwillig den Kreis Stuhm abtrete und die Weichselstädtebahn internationalisieren lasse. Diese Vorschläge sind natürlich indiskutabel. Die Polen haben die Abstimmung gewollt, sie sollen sie auch haben. Der Tag der Abstimmung wird für sie ein Tag des Gerichts sein. Aber die Forderungen, die uns von seiten der Entente entgegengetragen wurden, geben doch zu denken. Die Entente-Offiziere sind sicherlich nur das Sprachrohr von Gedanken, die an anderer Stelle vielleicht lebendig sind. Bei Zeiten möge die deutsche Regierung diesen Gedankengängen nachgehen und verhüten, daß sie nicht vor vollendete Tatsachen gestellt wird. Wir sprachen auch mit diesen Herren über die Besorgnis der Bevölkerung, daß die Polen die Zureise der abstimmungsberechtigten Deutschen aus dem Deutschen Reiche durch den Korridor unmöglich machen würden. Man sagte uns, dagegen würde Vorsorge getroffen werden, gab aber zu, nicht verhindern zu können, daß die Polen durch Sabotage der Bahnen oder durch allerlei Hinterhältigkeiten dennoch die Zureise erschweren, wenn nicht vereiteln würden. Die Ereignisse dieser Tage scheinen diesen Besorgnissen der ost- und westpreußischen Bevölkerung recht zu geben, daß die Polen aus dem Korridor einen unübersteiglichen Damm machen, der das Abstimmungsgebiet vom übrigen Deutschland trennt. Es ist ein Jammer, mit anzusehen, mit welchen Gewaltmitteln das reindeutsche Gebiet des Korridors polonisiert wird. Die Grenzstation, auf der wir in den Korridor hineinfuhren, hieß Wejherowo, und mit Betrübnis entsannen wir uns, daß sich dies kleine Städtchen früher Neustadt in Westpreußen nannte. Wir verließen den Korridor bei der Station Tczew, einer Stadt, die ehemals Dirschau hieß. Auf den Bahnhöfen sah man kein deutsches Wort mehr, alle Bezeichnungen, selbst diejenigen von Trinkwasser und den Toiletten, war ins unverständliche Polnisch übertragen und auf den menschenleeren Bahnhöfen lungerten schmutzige polnische Soldaten mit abgerissenen deutschen Monturen und der Konfederatka herum. Dieser polnische Korridor soll nach den neuesten

Nachrichten vom 15. Juni ab für den deutschen Verkehr gesperrt sein. Nur ein energisches Vorgehen der deutschen Reichsregierung bei der Entente, die doch einwandfrei die Gewähr der Zureise der deutschen Abstimmungsberechtigten übernommen hat, kann die Möglichkeit sicherstellen, daß die Kundgebung des Deutschtums in den Abstimmungsbezirken durch Teilnahme aller Abstimmungsberechtigten so überwältigend wirkt, daß niemand wagt, an dem Ergebnis der Abstimmung zu rütteln und zu deuteln und der deutsche Rest von Ost- und Westpreußen das bleibt, was er ist und immer gewesen ist: urdeutsches Land.

„Kreuz-Zeitung".

Nr. 237, 239, 250 u. 263 vom 22., 23., 30. Mai und 6. Juni 1920.

Wilhelm Konrad Gomoll.

I.

Die deutsche Frage.

Der letzte Teil des nicht abgetretenen deutschen Westpreußen und zwei große Landschaften, die im Westen und Süden der Provinz Ostpreußen liegen: Ermland und Masuren sind durch den unterzeichneten Friedensvertrag zu Gebieten geworden, die durch Abstimmung entscheiden sollen, ob sie deutsch oder polnisch gesinnt und damit diese oder jene Staatsoberhoheit für sich anerkennen wollen. Und so ist auch jetzt für diese Gebiete die eine Frage in den Vordergrund gerückt worden, die kurz und bündig: „Deutsch oder polnisch?" heißt. Daß sie überhaupt auftauchte, haben wir allein der Machtherrlichkeit des Obersten Rates zu Paris zu verdanken, der alles zu tun bereit war, was irgendwie für eine Schwächung des gefürchteten Deutschlands in Frage kam. Die „Sieger" hetzten nach dem Beispiel der kläffenden Meute den verfolgten Hasen zu Tode, und nun suchen sie auch noch seine Leiche zu zerreißen, weil sie die Angst nicht überwinden können, daß sie doch noch einmal, ja vielleicht überraschend schnell, wieder lebendig werden könnte. So raubte sich jeder aus dem Heldenbunde der Vielheit einen Bissen oder er half dem Freunde, daß er zu seinem „Rechte" kam. Im Osten unseres Vaterlands setzte dann eine neue Polenpolitik ein, die in außerdeutschem Grunde ihre Wurzeln versenkte. Ihr Leitgedanke ist klipp und klar der, mit der jetzt günstigen Gelegenheit das Reich durch Abtrennung und Zerstückelung seiner östlichen Grenzgebiete so schwer und nachhaltig wie nur irgend möglich zu treffen. Polens überbrausendes Nationalgefühl, sein Chauvinismus wurde und wird durch Frankreich weitgehend gestützt, und so fielen mit den vierzehn Punkten des amerikanischen Präsidenten auch die wichtigen Vereinbarungen der Abstimmungsfragen größtenteils unter den Tisch. Nicht die Stimmen der Bürger konnten in Posen, dem linksseitigen Weichsel-Westpreußen und dem sich anschließenden Hinterland des Korridorgebietes das Zünglein der Wage bestimmen, sondern die polnischen Truppen und der hohe Wille der Entente taten es. Der unselige „Korridor" entstand. Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, so hätte man wohl auch am liebsten das gleiche Verfahren für die restlichen Teile Westpreußens und für die südostpreußischen Landschaften angewandt, um auf diese Weise schnell zu dem Erfolg zu gelangen, den man mit allen Mitteln der Kraft zu suchen gewillt ist. Durch irgendwelche sonderbaren Fügungen kam es aber nicht dazu, und so wird in diesen Gebieten nun wohl in absehbarer Zeit tatsächlich die Probe auf das Exempel gegeben werden, ob in den fraglichen Teilen der Ostmark eine Stimmung für Polen oder Deutschland vorhanden ist.

Wie es denn auch nicht anders sein kann, haben die geschaffenen Verhältnisse in Westpreußen, Ermland und Masuren die Polen und Polengänger mit dem bewußten Deutschtum in einen harten Kampf verwickelt; denn was zuerst nur eine stille Fehde war, hat sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gesteigert und wird wohl noch weiter um sich greifen und die letzte Höhe erst in der Stunde erreichen, die die Stimmen-

abgabe fordern wird. Man darf mit ruhigem Gewissen sagen, daß das Deutschtum dieser Landschaften aus seiner Ruhe erst durch die offenen Angriffe aufgerüttelt worden ist. Ganz zielbewußt griff der Gegner an, und er tat es in der festen Hoffnung, einen sicheren Sieg erringen zu können. Durch ungezählte Kanäle floß die Stimmungsmache für den polnischen Staat zum einen Teil über die Reichsgrenze, zum anderen Teil aus den im Lande befindlichen polnischen Kolonien und der diesen dienenden Presse. In gut organisierter Arbeit wurden die polnischen Agenten ausgesandt, und für diese Zwecke hat das arme wiedergeborene Polen Geldmittel zur Verfügung gehabt, die jetzt schon, nach verläßlichen Feststellungen, die Höhe von fünfzig Millionen Mark überschritten haben. Die polnischen Werber haben überall, wo sie auftraten, mit der klingenden Münze nicht zu knausern brauchen, und so hat sehr oft und immer wieder in den Dorfschenken oder in den Bürgerkneipen der kleinen Landstädte ihre klingende Münze versucht, den Ton anzugeben.

Durch diese Kampftätigkeit, die nicht einmal bemüht gewesen ist, sich zu verbergen, wurden natürlich die deutschen Volkselemente aufgerüttelt, und so entstanden in kurzer Zeit wie in den Polen schon verfallenen Gebieten von Posen und Westpreußen, Organisationen, die es sich einzig und allein zur Aufgabe stellten, in den gefährdeten Provinzen und Landschaften alles, was sich zum Deutschtum bekennt, zu sammeln und zu festem Gegenstoß zu organisieren. Damit allein konnte aber die Tätigkeit nicht erfüllt sein; sie hätte wohl für Masuren genügen, nicht aber für gewisse Teile des Ermlandes und vor allem nicht für den Rest von Westpreußen ausreichen können, da in diesem gemischtsprachigen Gebiet eine noch stärkere Gefahr, vom Polentume überrannt zu werden, bestand, als das im Ermland der Fall ist, das durch seinen Katholizismus und stark eingesprengte polnische Kolonien dem Polentume gewisse Neigungen, ja Sympathien entgegenbringt. Es hieß nicht nur, die Lauempfindenden, denen es schwer fällt, sich offen und entscheidend auf diese oder jene Seite zu stellen, den Weg zu weisen, sondern man mußte durch eine nachhaltige Aufklärungsarbeit gerade im westpreußischen Abstimmungsgebiet bemüht sein, auch an die direkt stark polnisch beeinflußten Elemente heranzukommen und mit einer deutschen Kulturpropaganda eine Gegenüberstellung der deutschen Verhältnisse zu denen im „polnischen Paradies" unzweideutig zu geben. - Die Verlotterung und die heute offenkundige Mißwirtschaft, die in Polen herrschen, der unausrottbare fanatische Deutschenhaß, der in ganz kurzer Zeit aus Dirschau und Graudenz fast reinpolnische Städte gemacht hat und sich dort, wie anderen Ortes, in nahezu täglichen unerhörten Uebergriffen äußert, im besonderen aber der ausgesprochene antisoziale Geist, der das gesamte polnische Staatswesen beherrscht, gaben dem Deutschtum die Mittel in die Hand, die es ihm leicht machten, die notwendigen Aufklärungsarbeiten zu führen. So steht denn jetzt — und beide Teile sind gleich gut organisiert — das Deutschtum dem Polentume bewußt kämpfend gegenüber. Die Waffen, die geführt werden, sind jedoch nicht gleich. Offen auf uraltes Recht, auf Heimatrecht und überlegene Kultur bauend steht das Deutschtum da, während auf der anderen Seite mit slawischer Verschlagenheit und Hinterlist jedes Mittel angewandt wird, um Vorteile zu erzwingen. Trotzdem aber hat sich durch das von Polen seinerzeit geforderte Hinausschieben des Abstimmungstermines die gute, gerechte Sache des Deutschtums einfach aus sich selbst gestärkt; sie hat Anhang und immer weitere Kreise ziehend überzeugte Bekenntnisfreunde gefunden, der gegenüber sich das Polentum schon jetzt um die

Positionen gebracht sieht, die es bereits als ganz sichere Punkte für sich gebucht hatte. Nichts anderes als Schwächeerkenntnis kann es sein, wenn jetzt gegen den für Mitte Juli in Aussicht genommenen Abstimmungstermin Proteste laut werden, die die Polen damit begründen, daß ihnen nicht die genügende Zeit für die notwendige Aufklärungspropaganda gegeben worden sei. Sie fühlen wohl nur gar zu deutlich, daß die übermäßigen Hoffnungen Windschlösser gewesen sind, und suchen nun nach einem rettenden Anker. Um diesen zu erlangen, üben sie nachdrücklich und fortgesetzt einen Druck auf die Interalliierte Kommission aus, sie zweifeln ihre Neutralität an, ja sie suchen darüber hinaus direkte Verbindung mit dem Hohen Rate in Paris, in der Hoffnung, daß die französischen Sympathien, die ihnen ja schon in so reichem Maße entgegengeflossen sind, dort stärker wirksam sein können, während sie in den Abstimmungsgebieten selbst nicht so offen zum Ausdruck kommen. Der Kampf geht also weiter, und es ist fraglos, daß die zur Abstimmung verpflichteten Gebiete und die dort ansässige Bevölkerung nicht einen Augenblick eher die ersehnte Ruhe finden wird, bevor die Entscheidung gefallen ist. Nach allem aber, was ich nun aus persönlicher Wahrnehmung, und zwar aus wiederholter Beobachtung, über die Kampflage in den für das Deutschtum gefährdeten Gebieten sagen kann, stehen die Dinge für unsere Sache allen Gegenwirkungen zum Trotz gut. In einmütigem Zusammenschluß bekennen sich die deutschen Volkselemente stark zu ihrem Deutschtum, zu Preußen und zum Reiche.

Die zehntägige Fahrt der Vertreter der großdeutschen Presse hat diesen schon heute den unanfechtbaren Beweis erbracht, daß in den Gebieten ein starker Wille erstanden ist, der für seine nationalen Forderungen und Kulturgüter unbedingt entschlossen ist, bis zum Letzten zu kämpfen. Wenn der Tag der Abstimmung herannaht, werden alle diese Lande mit überwältigender Stimmenmehrheit für Deutschland zeugen, und sie werden damit das Gelöbnis ablegen, dem Reiche die Treue zu bewahren, zu dem sie von altersher gehören, dessen Kultur ihre Kultur, dessen Stärke ihre eigene Stärke ist. In diesem Sinne zu sprechen, fiel mir auch als Auftrag zu, als wir bei der Anwesenheit in Marienwerder von Exzellenz Pavia, dem Präsidenten der Interalliierten Kommission, gebeten wurden, ihm von den Eindrücken zu berichten, die wir auf der Fahrt durch das gesamte ost- und westpreußische Abstimmungsgebiet empfangen haben. Mit offenem Wort konnte ich für das deutsche Empfinden des überwiegend größten Teiles der Bevölkerung Zeugnis ablegen, da nur ein ganz geringer Teil nationalpolnisch gesinnt ist und sich zum Träger des großpolnischen Gedankens zu machen sucht. Wer in diesem Lande von einer polnischen „Kultur“ spricht, begeht eine offenkundige Lüge, indem er nicht nur die Tatsachen der gegenwärtigen Zeit zu verdrehen sucht, sondern auch die Geschichte entstellt, die klar beweist, daß alles, was auf dem Boden der Weichsellande und der an sie anschließenden Ostgebiete entstanden ist, der kulturschaffenden Kraft der Deutschherrenritter entsproß und zu verdanken ist. Solange die das Land aufschließende und aufbauende deutsche Arbeit nicht unterbrochen wurde, zeigte die kulturelle Entwicklungsstufe einen dauernden Aufstieg. Nur die traurigen Zeiten brachten Rückschläge, die das Land zwischendurch vorübergehend unter polnische Herrschaft gelangen ließen und erst nachdem diese Lande wieder erneut in den preußisch-deutschen Staatsverband eingegliedert wurden, erstand jene hohe Kultur, die heute in allen Teilen des Landes offen ersichtlich ist. Es schien mir von Wichtigkeit zu

sein, vor der Interalliierten Kommission nicht nur die Feststellung der absoluten parteilosen Einstimmigkeit in der Betonung des Deutschtums zu geben, sondern auch die volle Gerechtigkeit und Anerkenntnis des Volksurteils von der Kommission zu verlangen, das sicher am Tage der Abstimmung die Forderung erheben wird, bei Deutschland zu bleiben. Ueberall im Lande hört man immer und immer wieder das eine starke Wort: „Wir sind deutsch, wir wählen deutsch, wir bleiben deutsch!“ Verschließt sich die Interalliierte Kommission diesem Bekenntnis nicht, und gibt sie den beiden Volksstämmen, die sich auf diesem Boden jetzt durch künstliche Hetze voreinander aufgebracht gegenüberstehen, die volle Gerechtigkeit nach der Majorität der Stimmen, so ist es fraglos, daß diese Gebiete altpreußischen Ordenslandes nach dem Sinn des Wortes „Selbstbestimmungsrecht“ niemals an Polen fallen können.

Es ist gewiß nicht uninteressant zu erfahren, daß Exzellenz Pavia in seiner Erwiderung dann hervorhob, daß er es sich als Präsident der Interalliierten Kommission zusammen mit den Mitgliedern der anderen Nationen zur strikten Aufgabe gemacht habe, diese geforderte Gerechtigkeit in der Beurteilung der Lage zu befolgen. Er sagte wörtlich: „Die Kommission wird so handeln, daß sowohl die einen wie die andern nur siegen können, wenn sie ihre Rechte derart ausüben, daß jeder, der seine Stimme abgibt, ohne Furcht und nach bestem Gewissen an die Urne treten kann.“ — Geschieht das, was wir hoffen wollen, so dürfen wir aber auch der kommenden Entscheidung mit vollster Zuversicht entgegensehen.

II.

Politik. Land und Leute.

Es ist vielleicht zunächst angebracht, sich einmal ein klares Bild über das Land zu verschaffen, das dem Reiche leider so weltfremd geblieben und nun doch durch die Abstimmungsfrage auf das stärkste in den Vordergrund gerückt worden ist. Eine alte traurige Wahrheit hat leider wieder einmal Geltung erlangt; denn es heißt, daß wir erst im Verlieren richtig zu schätzen lernen, was wir besitzen. Es heißt, daß wir den Wert erst im tieferen Begreifen erfassen, wenn uns die Dinge schon entgleiten, oder gar schon genommen sind. So ist es jetzt mit den Gebieten der Ostmark. Früher hat man sich vielleicht einmal politisch interessiert oder uninteressiert über die Frage der Polenpolitik unterhalten. Man stellte Thesen auf, die mehr oder minder mit Schlagworten frisierte Weisheiten gaben, jedoch von den in den Ostmarken herrschenden Tatsachen nur ganz selten einen Schimmer des Verständnisses hatten. Was sollte man auch über die Dinge sprechen, wenn man „im Reiche“ wohnte, was sollte man sich vor allem aber um das Land kümmern, durch das so fern im Osten die Weichsel fließt. Das Land gehörte ja auch zum Reiche: damit war es gut, damit hatte es Verpflichtungen und genoß den Vorzug aller Selbstverständlichkeiten wie jedes andere Gebiet, wie etwa Thüringen oder Brandenburg, oder sonst eine der vielen Landschaften.

Ostpreußen war Ostpreußen und das Weichselland das Weichselland. Gut damit. Man verbuk das Brotgetreide, das aus jenen reicheren, gesegneteren Gebieten kam, im ganzen Reiche, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken. Kam die Rede auf die Ostmark, und waren die Polenfragen und der „Hakatismus“ nach einer Gesprächsviertelstunde erledigt, so war auch das Land erledigt; denn nur wenige Menschen wußten etwas von den Leuten, die „dort oben“ an Rußlands Grenzen

— es sei denn, daß man über ihre breite Mundart mit billigen Witzen lächelte. Es war, so wie es mir kürzlich einmal gesagt worden ist: für den West- und Mitteldeutschen hörte die Welt mit Berlin und am Schlesischen Bahnhof auf. Landsberg an der Warthe war schon das deutsche Sibirien, und wer von Posen oder gar von Thorn, von Allenstein und Insterburg sprach, redete eigentlich schon vom dunklen Rußland. Heute rächen sich diese Zustände. Es erweist sich, daß es unzweifelhaft besser gewesen wäre, wenn für mancherlei Volksaufklärungen, die unternommen worden sind, wenn z. B. in der Schule, in der Geographiestunde an Stelle des weitschweifigen Unterrichtes über die Zentralstaaten Amerikas oder Asiens etwas mehr vom deutschen Heimatland im Osten erzählt worden wäre. Heute nun, da über das Reich die große Not kam, da die zwingende, lähmende Erniedrigung, die uns Machtwille und Rache des gegnerischen Bundes auferlegte, da, nachdem der Mord unserer Wirtschaft Tatsache geworden ist, nun auch noch der Raub an Land und Menschen folgte und weiter folgen soll, schaut das aus dem Schlafe erwachte Deutschland sich endlich auch die Ost-Objekte an, mit denen der Feind sein Spiel der Willkür treibt. Jetzt fragt man, was das Weichselland, das West- und Ostpreußen bedeuten. Jetzt besinnt man sich der alten kolonisatorischen Aufgaben, die die Deutsch-Herren-Ritter in Alt-, richtiger gesagt in Urpreußen geleistet haben, als sie an der Weichsel, dem breiten, mächtigen Fluß des Ostens, die Brückenstellungen durch Burgen und Städtebauten sicherten, welche die Handelsstraßen von West nach Ost beherrschten, und das Land mit seinen Siedlungen durch harte, zielbewußte Arbeit zu wunderbarem Reichtum aufblühen ließen.

Und dieses ganze Gebiet, das nach dem Verlust der Provinz Posen und Westpreußens größtem Teil nun auch noch vom Deutschen Reiche abgetrennt werden soll, das die letzten Stücke des wirtschaftlich starken Westpreußens und die Landesteile des südlichen Ostpreußens: des Ermlandes und Masurens umfaßt, gibt selbst dem behäbig gleichgültigen Bürgertume zu denken und nötigt es, endlich die Schlafmütze von den Augen und Ohren zu ziehen. Heute heißt es rundweg, daß die jetzige Regierung in der Ostmarkenfrage alles verdorben habe. Alles! . . . Zu Unrecht wird der Vorwurf nicht erhoben; denn hätte man zur rechten Zeit die rechten Männer, das heißt Männer mit Umsicht, Weitblick und geistiger Schärfe nach dem Osten entsandt, so hätte sich logisch daraus ein zielvolleres, bewußteres Einsetzen der Regierungsarbeit entwickeln müssen. Die tatenlose Politik des Abwartens, des Hoffens auf den guten Ausgang der Dinge (Herr v. Gerlach und Genossen — unseligen Andenkens!) hätte niemals versucht werden können und die Stimmen der Mahner aus dem Volke, die für die gefährdeten Landesteile eintraten, hätten eine weckendere Wirkung auf die stumpfe Masse gehabt, ja der Wille der Masse hätte zur rechten Zeit eine zielbewußtere Politik der Regierung tatkräftig unterstützen können. Das alles ist verpaßt, und verdorben worden und heute gibt es für alle Teile nur noch ein vorläufiges Sichabfindenmüssen mit den traurigen Tatsachen dieser zweifellos anzufeindenden, dieser kritisch zu verdammenden Maßnahmen. Es kann darum auch nicht wundernehmen, wenn alle die, welche ihr Heimatland durch das Fallen an Polen gefährdet sehen, ihrer Empörung ungehindert freien Lauf gelassen haben und bei aller Anerkennung dessen, was jetzt, noch in zwölfter Stunde, für die gefährdeten Ostmarken geschieht, trotzdem der Regierung immer wieder zurufen, daß es ihre unbedingte Pflicht sei, begangene Fehler, Versäumtes wieder gut zu machen und den Ostmarken auf das nachdrücklichste zu be-

weisen, daß sie sich endlich des Werkes bewußt geworden ist, den diese reichen Landesteile für das gesamte Staatsgebiet Deutschlands besitzen.

Ueber die Arbeit, die nun in den Gebieten der Ostmark aufgebaut worden ist, um diese urdeutschen Lande auch weiterhin dem Deutschen Reiche zu erhalten, soll später berichtet werden. Hier will ich nur aus alten und neuen Eindrücken zunächst ein Bild des Landes zeichnen, um dem Unkundigen einmal klar zu machen, welche gesegneten Landesteile sich um die Weichsel und östlich davon ausbreiten. Leider ist uns ja das ganze Gebiet auf dem linken Ufer der Weichsel verloren gegangen. Der „Korridor" ist unglückselige Tatsache geworden und damit ist eine gewaltige Menge deutscher Kulturarbeit, deutschen Blutes, ohne gefragt worden zu sein, in die Hände des machthungrigen Polens gelegt worden. Haßsucht, die Lust zu rauben und Brotneid sind es gewesen, die den polnischen Machthabern die Lüge über die Lippen preßten, daß all dieses Land zu Polen kommen müsse, weil es polnisch sei. Und nicht minder sind die Motive verabscheuungswert, die die Veranlassung gegeben haben, überhaupt den Abstimmungskampf auch für das südliche Ostpreußen und den restlichen Teil von Westpreußen heraufzubeschwören! Wer Polen kennen gelernt hat und nun wieder dieses deutsche Land bereiste, wird sich nicht entsinnen können, irgendwo im Gebiete des neuen Staates auch nur ein annähernd so gepflegtes Stückchen Erde gefunden zu haben, wie es sich hier den Augen darbietet. Schon die äußere Kultur — die ja ohne innere Verwurzelung nicht denkbar ist! — die hohe Entwicklung der Landwirtschaft beweist jedem unparteiischen Beobachter, daß diese gesegnete Erde durch deutsche Arbeit zu dem gemacht wurde, was sie heute ist. Man schaue einmal auf die westpreußische Weichselniederung, die sich mit sanftbewegten Fluren in den Schutz der Dämme schmiegt, die so grün liegt wie ein riesenhafter Smaragd, die so hell in ihrer Frische leuchtet und die gerade jetzt im Frühjahr in farbenvoller Baumblüte stand. Die Acker und die Gärten: man hatte das Gefühl, daß hier überall mit dem Schwellen der Säfte Segen flutet, der die Arbeit lohnt. Und es darf wohl daran erinnert werden, daß die Leute im ganzen Weichsellande sagen: „Der Polack wohnt auf dem Sande — die Niederung ist deutsch!" — Und so ist es. Jedem, der Augen hat, zu sehen, bietet sich das Bild an. Die breite Fläche, das Tief der „Werder", grünt, blüht und gedeiht in einer Ueppigkeit, die von der aufgewandten Arbeit Kunde gibt, während es auf dem „Sande", wo die lässigere Polenhand wirtschaftet, bedeutend magerer wird. Wie blühen unten auf dem deutschen Grund die deutschen Dörfer, wie regsam sind die Städte, so daß sich das ganze Bild des Landes, das Grün der weiten Flächen, das Grau und Rot der Siedlungen zu einem herrlichen Bilde zusammenschließt. Es ist ein gesegnetes Land, dieses Westpreußen! Und im Anschluß daran liegt nun, in der gefährdeten ostpreußischen Zone, das schöne Ermland und das noch herrlichere Masuren. In diesen beiden Strecken der Abstimmungsgebiete ist der Reichtum des Landes nicht so groß, wie in Westpreußen, wo der Niederungsbauer neben Gemüse- und Obstbau die Großviehzucht treiben kann, die die eigentliche wertvolle Erzeugung des Weichseltales darstellt, während der Nachbar des Deutschen, der Sandbauer, auch dort nur auf dürftiger Scholle Hafer und einige Hackfrüchte erntet. In Masuren und im Ermlande ist die Erde etwas magerer, aber trotzdem ist das Land reich, denn auch hier sitzt eine bewußt schaffende arbeitsame Bevölkerung, die ihren Heimatgrund liebt und alles daran setzt, um ihn von Jahr zu Jahr neu aufblühen zu lassen. Ermland hat Partien, die mit ihrem hügeligen Gelände absolut an Thüringen erinnern. Da fügen sich in die Felderweiten

mit dunklem Ton schon die Wälder ein, die über die Hügel steigen und der Landschaft einen unsagbar tiefwirkenden Reiz geben. Und diese Wälder greifen dann weiter nach Osten aus. Sie finden den Weg in das Masurenland und was dem Reisenden auf masurischer Erde entgegentritt, gehört ganz fraglos mit zu dem Schönsten, was man überhaupt in Deutschland finden kann. Freilich, man muß ja jede Landschaft persönlich betrachten: Bergland ist Bergland, die Lüneburger Heide ist kein Franken oder Thüringen und so, wie von diesen Marken jede ihre eigene Seele besitzt, so spricht uns auch Masuren auf eigene Weise an. Wir wußten bisher nur von dem Lande der dreitausend Seen, die wie tiefe blaue Augen zwischen Wäldern und Aeckern eingebettet liegen, wir wußten nur, daß sich dort oben im Osten Hügelwelle hinter Hügelwelle erhebt, die dem Lande den eigenen Charakter verleihen. Wir wußten von kleinen Dörfern, die mit malerischen Gehöften — über denen die Bäume wie Domdächer ihre Wipfel spannen — sich unsagbar schlicht in die Hügellandschaft einschmiegen. Und irgend jemand erzählte wohl einmal von den kleinen, schlichten Ackerbaustädten, die mit ihren Ziegeldächern, die rotgetupften Flächen in der grünen Sommerlandschaft, das Auge erfreuen oder aber in langem, schon fast nordischem Winter weiß in weiß im Lande untergehen. Ja, diese südostpreußischen Städte! Sie sind in vielen Punkten interessant. Sie sind doch Sammelorte für die dünngesäte Bevölkerung des Landes, die an den Markttagen auf ihren kleinen Leiterwagen, vor denen die schon russisch aussehenden flinken Pferdchen traben, von allen Seiten der Stadt entgegenfluten. Dann kribbelt es auf den Märkten, dann wogen dort die Menschenstimmen durcheinander und man bekommt einen Eindruck, wie regsam die Bevölkerung ist, wie lebendig auch in ihr das große Leben zu pulsen weiß.

So hat mich dieses Land, nachdem ich es kennen und lieben gelernt habe, immer wieder gefesselt. Die Schönheit seiner Natur war dabei so mitbestimmend, wie die vielen reizvollen Stadtbilder, die sehr oft winkelreichen Siedelungen mit den kleinen Häuserreihen, mit den engen Straßen, mit dem Gewirr von Bauten, die sich um Rathaus, Kirche und Schloß drängen. Alte Zeugen der Ordensritterzeiten, so ragen überall die festen Schloßmauern auf, die starken Türme, die hochgiebligen wundervollen Ziegelfassaden der Bischofs- und Pfarrkirchen, so steigen die hohen stolzen Dächer gegen den Himmel, die, Kerne der Stadt, dem Ganzen das Bild altertümlicher Burgbauten geben. So sah ich Bischofsburg und Rössel, Sensburg, das alte Passenheim, Gilgenburg und wie sie alle heißen, so erhob sich das Schloß von Allenstein, so wurde Neidenburg von dem alten Ordensbau mächtig überkrönt.

Andere Bilder bieten jene kleinen Städte, die wie ausgebreitete Arme sich um eine Seebucht schmiegen. Lötzen, das kriegsbestürmte mit der Feste Boyen, Nikolaiken, inmitten seiner Wälder und Wasser, das vom Kriege niedergeschlagene, jetzt neu aufblühende Lyck. Wer könnte sie alle aufzählen, könnte ihre Reize nennen, ihre Schönheiten und die stille Anmut deuten, die sie erfüllt. Auch durch sie flutet das sanfte bewegte Leben dahin, das allen so eigentümlich ist. Man macht nur ein paar Schritte vor die Stadt, und schon ist die herrliche Freiheit des Landes da, die Natur in ihrem vollsten Sinn: die Schönheit des Waldes, der goldwogenden Sommeräcker, der winterlichen weißen Schneeweiten, die blinkenden Wasser der Seenflächen. Aneinandergereiht wie Perlen, die sich zu langer Kette fügen, scharen sich die Seen, die Kanäle, jeder ein Glanzstück in seiner Art, ob er Spirding-, Mauer-, Löwentin- oder Niedersee heiße. Hier und da türmen sich die Ufer hoch. Wildromantik zeichnet sie aus, und streift der

Blick von solchen Hügeln in das Land hinein, folgt er den Wasserketten, die sich wie Silberfäden ziehen, so ist das alles wirklich wie ein wunderbarer Traum. Von See zu See schlängeln sich die Verbindungsgräben und Kanäle durch idyllische Landschaften, die belebt sind von Flößen, Schifferfahrzeugen, kleinen Dampfern, und schließlich läuft dieses ganze Geäder südwärts in die große Johannisburger Heide hinein, den herrlichsten Hochwald, den ich überhaupt bisher in Deutschland gesehen habe.

Und noch ein anderes Bild aus der schier unerschöpflichen Fülle der stillblühenden Wunder, die das Masurenland geschaffen hat: das Märchenreich des Krutinaflusses. Ich hörte es von jeher hochgerühmt, und da ich es sah, faßte mich sein Zauber an. — Wir fuhren ohne Ruderschlag treibend auf dem Fluß zu Tal. Sonne lag über dem durchsichtig klaren Wasser. Der Moränengrund, der von der Eiszeit und der geologischen Gestaltung der ganzen masurischen Landschaft spricht, schimmerte hell zwischen dem Grün der schlingernden Wasserpflanzen, während wir lautlos durch einen sonnenübertupften Wald glitten, den die Vogelstimmen durchjubelten. —

Wer dieses Land wirklich fassen will, muß sich dort selber umschauen. Er wird eine gutartige Bevölkerung finden, die in den Städten wirtschaftlich strebend, freundlich, ungeheuer gastfrei, auf den Dörfern primitiv, aber bei aller Verschlagenheit des leicht slawischen Einschlages doch grundehrlich ist; er wird bald das Bemühen herausfühlen, dem Fremden gern entgegenzukommen und ihm so die schöne H e i m a t e r d e lieb und wert zu machen.

Das ist das Bild, welches ich vom Lande empfing. Und der Gedanke, der mich auf meinen Wanderungen oft begleitet hat: dieses Land soll p o l n i s c h werden, erscheint mir immer wieder so absurd und läßt mich die Niederträchtigkeit der in Polens unberechtigten Ansprüchen verkörperten feindlichen Habsucht so verletzend empfinden, daß ich gewillt bin, überall und zu jeder Stunde für dieses Land und seinen deutschen Charakter Zeugnis abzulegen.

III.

Die Kampforganisationen.

Geschehnisse der letzten Tage haben mit absoluter Klarheit wieder einmal gezeigt, wie kampfbereit sich die Gegner in Ost- und Westpreußen gegenüberstehen. Man beging in S t u h m am Himmelfahrtstage als Antwort auf einen vierzehn Tage zuvor veranstalteten „Polentag“ einen „Deutschen Tag“, und die Polen benutzten ihrerseits die Gelegenheit, um ihren Kampfwillen zu unterstreichen, indem sie am gleichen Tage in M a r i e n w e r d e r für die nationalpolnische Idee demonstrierten. Anläßlich des dort veranstalteten Umzuges war es „zu einer kleinen Schießerei und einigen Prügeleien gekommen“, die, wie jetzt durch die Feststellungen erwiesen worden ist, auf p o l n i s c h e P r o v o k a t i o n e n zurückzuführen sind, sehr wohl ernstere Folgen hätten haben können (nebenher: nach fünftägiger Aufregung, so schreibt man mir, scheint sich aber auch die Sache wieder beruhigen zu wollen). Die Tatsache dieses Zwischenfalles ist betrüblich, sie zeigt aber den Vertretern der Entente, die als interalliierte Kommissionen in den Abstimmungsgebieten sitzen, wie brennend die Frage ist, ob der Tag, der die Entscheidung bringen soll, noch länger hinausgezogen werden darf, oder ob es doch nicht angebracht erscheint, den einmal festgesetzten Termin für Mitte Juli unbedingt festzuhalten. Die Stimmung ist gereizt; Bürger, die ehedem nebeneinander herlebten, stehen jetzt als Kämpfer offen gegenüber, und während die deutschen Elemente zur Abwehr in ihre Front gedrängt worden sind, bereit, ihren Besitz zu erhalten und für ihren Heimatgedanken, für ihr deutsches Gefühl a l l e s

herzugeben, was sie besitzen, werden die Polen systematisch aufgehetzt, und es fließt aus den kongreßpolnischen Quellen fortgesetzt jenes böse Gift, das nur Unfrieden stiften kann.

Kampf! Und Kampf bedingt Organisation. Wie weit diese Organisation durchgeführt wurde, ist sehr interessant. Ich will die Karten aufdecken von dem, was die Polen zur Schaffung einer großpolnischen Idee auf deutschem Boden unternommen haben.

Im August 1919 bildeten sich in Warschau für sämtliche Abstimmungsgebiete sogenannte Abstimmungkomitees und zwar auf besonderer Grundlage acht für masurische Kreise (Marggrabowa, Lyck, Lötzen, Johannisburg, Sensburg, Ortelsburg, Osterode und Neidenburg) unter Leitung des bekannten Generalsuperintendenten Bursche, der ja in Warschau schon seit langer Zeit „rühmlichst" als Pole von sich reden macht. Das Ermländische Abstimmungskomitee unter Führung des Grafen Sierakowski begann zugleich seine Arbeit in vier Weichselkreisen (Marienwerder, Stuhm, Rosenberg und Marienburg) und dehnte seine Aufmerksamkeit auch auf die zwei ermländischen Kreise (Allenstein und Rössel) aus. Die Komitees trafen vorbereitend die notwendigen Maßnahmen, um sofort nach Inbesitznahme der Staatsgewalt durch die Ententekommissionen eine großpolnische Organisation in die Abstimmungsgebiete zu verpflanzen. Zu gleicher Zeit wurde auch in Warschau eine Agitationsschule eingerichtet, die durch unsaubere Machenschaften sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich zog. Schon bis zum 1. Februar 1920 fanden fünf Kurse statt, an denen im ganzen 137 Agitatoren ausgebildet wurden, von denen jedoch nur 42 Mann aus dem west- und ostpreußischen Abstimmungsgebiet stammten. Nachdem die Entente dann tatsächlich in das Land einzog, verlegte man die Organisation direkt in das Abstimmungsgebiet, und zwar fanden die Kurse in Allenstein statt. Gleichzeitig mit dem Ausbau dieser Arbeit bildeten sich im Abstimmungsgebiet polnische Volksräte („Rada Ludowa") und zwar nach dem Vorbilde derer in Posen und Westpreußen. Für Masuren wurden auch diese Organisationen nach Allenstein versetzt, von wo aus sie einen regen Verkehr mit den Warschauer Komitees unterhielten und die vorbereitenden Propaganda-Maßnahmen, die zunächst ihre einzige Aufgabe waren, unterstützten.

Am 15. Februar 1920 übernahmen dann die interalliierten Kommissionen im Abstimmungsgebiet die „Staatsgewalt". Damit begann eine Zuwanderung polnischer Elemente, denen die Aufgabe zugedacht war, die in Warschau ausgearbeiteten Pläne in die Tat umzusetzen und nun jene große Organisation aufzubauen, die unbedingt den Sieg an die polnische Fahne heften sollte. Die hochfliegenden Pläne scheiterten aber sehr bald an dem streng deutschen Charakter der masurischen und ermländischen Bevölkerung, über den — nach späterem gelegentlichem Eingeständnis — die Warschauer Kreise in völliger Unkenntnis gewesen sind. Ihre Wünsche realisierten sich nicht. Dazu kam dann auch noch, daß die Entente-Kommissionen tatsächlich bemüht waren, strenge Neutralität zu bewahren, während Polen (mit den englischen Interessen für das litauisch-polnische Hinterland rechnend, vor allem aber mit Frankreich im Rücken!) unzweifelhaft auf eine einseitige Orientierung zugunsten Kongreßpolens gehofft hatte. Die Neutralität der Interalliierten Kommission verdient also an dieser Stelle unbedingt mit besonderer Beachtung hervorgehoben zu werden, wenngleich nicht verschwiegen werden kann, daß von seiten der französischen Kommissionsmitglieder den Polen damals

wie auch heute noch nachweisbare starke Sympathien entgegengebracht werden.

Für die masurischen Kreise bildete sich dann der „Masurische Volksbund“ als Gegenstück zu dem auf deutscher Seite gebildeten „Masurenbunde“. Er zog nach Allenstein und schuf dort mit den bestehenden Volksräten folgende Organisation: Unter einer Zentralstelle des Masurischen Volksbundes, deren Vorsitzender ein gewisser Friedrich Leyk ist, kam jeder geographische Kreis mit einem Kreisstellenleiter als besonderes Arbeitsgebiet. Die Kreise wurden je nach ihrer Größe wieder in drei bis sechs Bezirke geteilt, denen man Bezirksleiter vorstellte und diesem unterordnete man wiederum die örtlichen Agitatoren, die je drei bis sieben Ortschaften ausgiebig zu bearbeiten haben. Gleich so wurden dieselben Organisationen für die ermländischen Kreise (Allenstein und Rössel) mit einer Zentralstelle in Allenstein gebildet, die dem ermländischen Abstimmungskomitee in Deutsch-Eylau und Marienwerder angegliedert wurden. Für beide Organisationen wurde dann als gemeinsame Vertretung nach außen und bei den Entente-Kommissionen ein Informationsbureau eingerichtet. Außerdem wurde beiden Organisationen ein polnisches und ein deutsches Preßorgan gegeben, der polnische „Mazur“ und die „Deutsche Masurenpost“, die — obgleich sie am 1. Februar bereits erscheinen sollte — bisher infolge technischer Schwierigkeiten das Tageslicht noch nicht erblickt hat. Das Ermland wird sodann durch das polnisch erscheinende Organ, die „Gazeta Olstynska“ und den in Graudenz deutschsprachlich erscheinenden „Weckruf im Osten“ bearbeitet. Die Polen haben naturgemäß die Auflage der bestehenden polnischen Zeitungen jetzt stark vergrößert, um sie in weitem Maße als Propaganda-Material ausnutzen zu können. Reichliche Geldmittel, die aus Warschau zufließen, ermöglichen es, sämtliche Mitglieder und Mitarbeiter der polnischen Vereinigung, im Gegensatz zu den auf unserer Seite für das Deutschtum tätigen Männern, zu besolden. Und es zeigt sich hier die gegensätzliche Auffassung der Aufgabe, die auf deutscher Seite rein ideell, auf polnischer Seite rein materiell orientiert ist. Ich erwähnte schon früher, daß sicheren Nachrichten zufolge die polnische Propaganda-Tätigkeit schon den kleinen Betrag von über 50 Millionen Mark verschlungen hat. Besonders zu betonen ist sodann aber auch noch, daß in leitenden Stellen fast ausschließlich Posener und Kongreßpolen tätig sind. Um noch weiter wirken zu können, hat man dann auch noch nach dem Vorbilde deutscher Vereinigungen Hand in Hand mit den Propaganda-Organisationen polnische Turn-, Gesang- und Sokol-(Schul-)Vereine geschaffen, die es bis jetzt jedoch noch nicht zu nennenswerten Mitgliederzahlen gebracht haben.

Man darf wohl sagen, daß der Beeinflussungsapparat gut aufgezogen ist. Theater- und Lichtbildvorführungen, öffentliche Versammlungen, eifrigste Hausagitation, das Flugblatt neben der Zeitung sind eingespannt und trotzdem ist als Resultat zu buchen, daß die Polen nichts an Boden gewonnen haben. Nur einen Erfolg hat die polnische Agitation zeitigen können: sie verstand es durch ihre aufreizende Art und Weise, die Bevölkerung bis in den Zustand der Siedehitze zu bringen, so daß es gar nicht wundernehmen kann, wenn es wiederholt an verschiedenen Orten zu mehr oder minder scharfen Zusammenstößen gekommen ist. Es muß offen gesagt werden, daß die Erbitterung der rein deutsch fühlenden masurischen und ermländischen Bevölkerung gegen die Polen derartig stark ist, daß selbst Führer der polnischen Bewegung in schwachen Stunden jetzt schon eingestanden haben, daß sie ihre Tätigkeit nur als „trostlos“ bezeichnen können. Da man aber immer noch nicht im polnischen Lager bereit ist,

die im Paris vorgebrachten Lügen über den deutschen Charakter dieser Landesteile einzugestehen, müssen der „deutsche Terror“ in Gestalt der Heimatvereine, die deutschen Beamten, die deutsche Sicherheitswehr als Hindernis einer fruchttragenden Propaganda fortgesetzt gebrandmarkt und die angebliche Unterdrückug der polnischen Bevölkerung mit viel Lärm in die Welt hinausgeschrien werden. Feinhörige können jedoch hinter all dem schon die Wahrheit klingen hören: Die Polen fürchten trotz ihrer gewaltigen Anstrengungen eine ebenso gewaltige Niederlage bei der Abstimmung. Das hat denn auch zu dem neuesten Trick geführt; sie entschlossen sich, ihre Propaganda-Tätigkeit in gewissem Maße einzustellen und versuchen durch Zurückziehung ihrer Kandidaten zu den Kontrollausschüssen die Abstimmung zu sabotieren. Im Zusammenhang mit diesem reiste letzthin die polnische Deputation nach Paris, die insbesondere beauftragt war, auf die Hinausschiebung des Wahltermins hinzuarbeiten. Was ihnen gelang oder nicht gelang, kann noch nicht übersehen werden, jedoch scheint es sicher zu sein, daß falls — was von deutscher Seite bestimmt gehofft wird! — kein Hinausschieben des Wahltermins stattfindet, die polnische Wahlparole „Stimmenenthaltung“ lauten wird.

Es bleibt nun nur übrig, diese gewiß interessanten Einzelheiten noch dahin zu vervollständigen, daß auch noch eine andere Kampforganisation von den Polen ins Leben gerufen worden ist, deren Aufgabe es zu sein scheint, Gewalt über Recht zu setzen. Schon im Dezember 1919 begannen die Polen, angeblich zum Schutze polnischer Versammlungen, eine besondere Kampforganisation, die sogenannte „Bojowka“ zu schaffen. Um was es sich dabei handelt, möge ein Bericht der „Ostdeutschen Nachrichten“ kennzeichnen, in dem unter dem 21. April dieses Jahres an erster Stelle zu lesen war: „In der offenen Halle veröffentlichten wir die Berichte über polnische Veranstaltungen in Deuthen und Göttkendorf. In beiden Orten sind zum ersten Male polnische Stoßtrupps aufgetreten, d. h. 50 bis 60 mit Stöcken bewaffnete Männer, die die Aufgabe hatten, die Vorstellung der polnischen Theatertruppe zu schützen. Diese Stoßtrupps, von den Polen Bojowka genannt, sind das neueste Erzeugnis der polnischen Propaganda, wie sie von den landfremden Polen im „Reichshof“*) und im polnischen Konsulat betrieben wird. Sie hat mit dieser Errungenschaft wohl den Gipfelpunkt des Wahnsinns erreicht. Was daraus entstehen kann, ist so folgenschwer, daß wir von vornherein Klarheit schaffen wollen, denn die Polen belieben bekanntlich stets die Folgen ihrer unklugen Propaganda uns in die Schuhe zu schieben. Dem wollen wir vorbeugen.“ Ist es ein Wunder, wenn bei diesen Formen nicht mehr nationaler, sondern schon höchst gesteigerter chauvinistischer Propaganda schließlich Reibungen entstehen, die in Zusammenstöße ausarten? Es ist nur zu hoffen, daß auch die interalliierten Kommissionen in Allenstein und Marienwerder über diese Dinge die notwendige Klarheit der Kenntnis besitzen.

All dem gegenüber ist das Deutschtum in den Abwehrkampf hineingedrängt worden. Man empfindet die aus Unkenntnis der Dinge geforderte Abstimmung als eine unerhörte Zumutung, kann sich dagegen aber nicht schützen und mußte sich, da nichts

---

*) Einem von den Polen mit Agitationsgeldern gekauften Hotel in Allenstein.

anderes übrig blieb, an die Sammlung der Kräfte geben. Das ist auf deutscher Seite mit Umsicht geschehen, und der Erfolg ist der, daß ich hier vorweg sagen kann: man darf der Abstimmung mit vollkommener Ruhe entgegensehen. Herrscht Gerechtigkeit, wird das Vertragswort vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ nicht durch irgendwelche parteiische Beeinflussung verdreht, so wird die geeinigte Kraft des Deutschtums auch den Sieg der deutschen Sache unbedingt erkämpfen. Im Masurenlande hat sich die große, das ganze Land umfassende Organisation des „Masurenbundes“ gebildet und parallel dazu ist auch das Ermland erfaßt worden, so daß in diesen Bezirken des südlich-ostpreußischen Abstimmungsgebietes das Deutschtum eine große geschlossene Front bildet. Der „Masuren- und Ermländerbund“ hat über 1200 Heimatvereine aus Dorf und Stadt in sich vereinigt, deren einzige Aufgabe es ist, das Deutschtum zu pflegen, es bewußt wach zu erhalten, damit das deutsche Kulturgut sowohl den Bürgern der Städte, wie den Bauern des Landes als ihr eigenster von Urväterzeit her erworbener Besitz unangetastet erhalten bleibt. Wohl gibt es in diesen Bezirken des südlichen Ostpreußens ebenso wie im Abstimmungsbezirke des noch restlich deutschen Westpreußens gefährdete Kreise, die die Polenpropaganda zu Hochburgen gemacht hat, im ganzen aber ist doch das Gefühl so stark und einheitlich vorhanden, deutsch zu sein, daß es beinahe nicht möglich ist, überhaupt nur entfernt daran zu denken, daß die polnische Propaganda tatsächlich eine Gefährdung des Deutschtums sein könnte. In Westpreußen, also in dem restlichen Gebiet rechts der Weichsel, ist zum Gegensatz zu der starken Heimatsvereinsbewegung, die es sich zum Grundprinzip machte, unpolitisch zu sein, die „Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien“ gegründet worden, die es verstanden hat, eine Einheitsfront von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten zu bilden. Alle Gegensätze, die sich sonst im Parteiinteressenkampf — typisch für das deutsche politische Leben! — so stark ausgebildet haben, sind in diesem Gebiet geschwunden. Das heißt nicht, die Parteien haben auf ihr Bestehen als solche verzichtet, sondern das will sagen, sie haben sich aus der klaren Erkenntnis der Notlage des Landes und der Wichtigkeit des Landes für das Reich dahin geeinigt, den Parteikampf gegenüber der großen Idee, der Hauptfrage dieser Tage: „Deutsch oder polnisch?!“ zurückzustellen. Und so marschierten sie auf. In den Städten wurden Arbeitsstellen errichtet, die beraten, die helfen, die für Ruhe und Ordnung sorgen. Man schloß sich zusammen und hält auf dieser altpreußischen Erde die deutsche Fahne empor als das einzige rechte Abwehrzeichen im Kampfe gegen die herandrängende Flut des slawischen Polentums. Haben doch diese Lande zur Genüge kennen gelernt, was mit dem Flügelrauschen des weißen Adlers über das Land kommen kann; leben doch die alten Erinnerungen noch lebendig fort, die Schicksale der Weichselstädte, die nach deutschem Aufbau unter polnischer Herrschaft in Mißwirtschaft verlumpten und zugrunde gingen, um erst wieder unter den deutschen Farben zu dem zu werden, was sie heute sind. Polen selbst bietet diesen Landen die besten Propagandamittel, denn es sendet unfreiwillig täglich die notwendigen Zeugen über die Grenze des vordem beiderseitig deutschen Stromes. Die Notleidenden aus dem abgetrennten Westpreußen suchen bei Nacht und Nebel den Weg über die Weichsel, um, wenn ihr Leben „drüben“ zusammenbrach, bei Freunden und Verwandten auf der deutschen Seite Zuflucht gewinnen zu können. Mehr denn alles andere wirken diese Zeugen,

die aus dem neuen „Kulturstaate Polen" — wie eines der Propaganda-Schlagwörter heißt — kommen. Was sie von den jetzt schon im ehemals deutschen Gebiet herrschenden Zuständen berichten, was sie vom Zusammenbruche der deutschen Wirtschaft und vom Ausrauben des ehemals blühenden deutschen Landes erzählen, spottet jeglicher Beschreibung. Diese Zeugen wirken aber nicht nur auf die deutschen Volkselemente in den Abstimmungsgebieten, sondern sie beeinflussen auch aufklärend die vernünftigeren polnischen Kreise, die wie die Deutschen auf Ruhe, Ordnung und Aufbau eingestimmt sind. Und so geschieht es, daß gerade im westpreußischen Gebiet die deutsche Sache unter dem Zufluten polnischer Elemente ständig im Wachsen begriffen ist, und damit erfüllt sich gerade hier in den gefährdeten Zonen die Hauptaufgabe, die der deutschen Arbeitsgemeinschaft zugefallen ist: sie sammelt nicht nur die stammdeutschen Elemente in ihrer Einheitsfront, sondern sie ordnet auch jene fremdstämmigen ein, die den Willen zur deutschen Kultur haben, die in ihr allein die Sicherung der Zukunft zum Besten des Landes erblicken.

IV.

Die deutsche Front.

Sie wollen es nicht wahr haben, aber es ist so: die Polen stehen wie hungrige Wölfe vor der Grenztüre. Sie ist ihnen verschlossen, sie klopfen daran, und wenn sie könnten, wie sie möchten, so stürmten sie am liebsten, wie sie es in Posen getan haben, einfach dreist in das Land hinein, um auch die jetzt noch strittigen Gebiete rücksichtlos an sich zu reißen. Es sind Hemmungen da, die ihnen unangenehm sind, die sie aber doch nicht so ohne weiteres beiseite zu schieben wagen, trotzdem sich das Rezept, deutsches Land und die deutsche Regierung vor eine vollzogene Tatsache zu stellen, seinerzeit in Posen glänzend bewährt hat. Vielleicht ahnen die Polen auch zu gut, vielleicht haben sie sogar genaue positive Nachrichten, wie die Stimmung in diesem Preußenlande ist, und wie sie bei einem solchen Uebergriff empfangen werden würden? . . . So mag denn das fortgesetzte Drohen, wie es z. B. in der Aeußerung enthalten ist: „Wir werden uns an das Resultat der Abstimmung, wie es auch ausfallen möge, nicht kehren! Wir werden nehmen, was wir haben wollen!" zunächst eine Verlegenheit sein. Das ist aber gewiß: es liegt jene geschwollene Großmannssucht darin, jener ungeheuerliche Machtdünkel, der ja nicht nur das jetzige Polen kennzeichnet, sondern charakteristisch ist für alles, was jemals, auch in früheren Jahrhunderten, mit diesem Staate politisch zusammenhing. Polen war immer das Frankreich des Ostens. Es war stets chauvinistisch. Es wollte stets mehr verschlingen, als ihm zustand und bekömmlich war; immer drängte es von innen nach außen, bis es zerplatzte und zerfiel. Nichts kann charakteristischer für diese Machtgelüste sein, als das gerade wieder in der allerletzten Zeit von Polen gegebene Beispiel des Einmarsches in die Ukraine. Nur maßloseste Ueberhebung konnte die Führer des innerlich kranken und armen Staates dazu bewegen, ein solches Kriegsexperiment gegen Sowjetrußland zu beginnen, und schließlich alles auf eine Karte zu setzen, die, wie es sich ganz offen zeigt, die Hilfe Frankreichs heißt. Das „große" Polen hat seinen ersten Notschrei getan. Wir haben ihn gehört. Er war erwartet; er kam; er wird wie eine Wegmarke in der Geschichte des neuen Staates seine Bedeutung haben.

Die ganze Entwicklung, die Polen anstrebt, steht auf morschen Füßen. Man arbeitet mit großen Gesten und lauten Worten und hofft, auch Ostpreußen und das restliche Westpreußen damit schließlich doch noch

überrumpeln zu können. Mag die Hoffnung jetzt etwas zermürbt sein, mögen hie und da Erkenntnismomente die Schwierigkeit des Unternehmens klargelegt haben, letzten Endes will man, in die einmal gefaßte Idee verbohrt, noch immer nicht auf den Sieg verzichten, und so ist es denn wohl wissenswert, wie es tatsächlich in den umstrittenen deutschen Gebieten aussieht.

Neben Westpreußen kommen das Ermland und Masuren als südostpreußische Grenzlande für die Abstimmung in Frage. In Westpreußen grenzt im Norden der Kreis Marienburg rechts der Nogat an den Freistaat Danzig, er weist zu 95 v. H. Deutsche auf. Im Süden daran schließt sich der Kreis Marienwerder und der „bedrohte" Kreis Stuhm, an den dann wieder der Kreis Rosenberg grenzt. Marienwerder ist wohl beinahe rein deutsch zu nennen, denn mit polnischer Bevölkerung durchsetzt ist nur die Nordwestecke von der Niederung an der Weichsel mit dem Uebergang nach Mewe bis zur Seite der Südgrenze des Kreises Stuhm. Dieser kleine Teil des Kreises Marienwerder hat schon einmal zu Polen gehört, nicht aber das ganze übrige Gebiet, das rechts der Weichsel liegt. Im Kreise Stuhm, der sicherlich hier oben den Gefahrenpunkt bildet, wohnen die Polen als das Zentrum. Das Land an der Weichsel, in der Niederung, an der Nordgrenze zum Kreise Marienburg hin, an der Ostgrenze bis zum Kreise Mohrungen und Preußisch-Holland und am allergrößten Teil der Südgrenze des Kreises Stuhm bewohnen nur Deutsche, so daß der polnische Kern vollkommen umfaßt ist. Sollten sich also tatsächlich im Innern dieses Kreises eine Mehrzahl der Gemeinden für das Polentum entscheiden, so müßten, wenn diese Gemeinden mit der Republik Polen verbunden werden sollen, bedeutende Teile der deutschen Bevölkerung in der Weichselniederung vergewaltigt werden. Wie sich die Dinge aber entwickelt haben, scheint auch das nicht mehr zu erwarten zu sein, da sich aus den Reihen der Polen ein auffallendes Bekenntnis zum Deutschtum bemerkbar macht. Immerhin hat in diesen Kreisen die Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien zusammen mit den für das Deutschtum wirkenden Heimatvereinen die schwierige Aufgabe, gegen einen Feind anzukämpfen, der hier mit Bewußtsein auf den Plan tritt und entschlossen ist, um jede einzelne Seele zu ringen. Die an der Aufklärung arbeitenden deutschen Kreise suchen denn auch das ihnen täglich zufließende Tatsachenmaterial über die in Polen herrschenden minderwertigen Kulturzustände und die jetzt schon in den abgerissenen Gebieten eingetretene Mißwirtschaft klar hinzustellen. Das ist die ganze Aufgabe ihrer fern allem Politischen liegenden Arbeit. Sie treiben eine Kulturpropaganda und sind nebenher bemüht, das vorhandene starke Deutschtum zu pflegen und zu stützen. Auch im Kreise Rosenberg, der fast nur Großgrundbesitz aufzuweisen hat, kann man 90 v. H. Deutsche rechnen. Hier gibt es nur eine im Süden liegende gefährdete Ecke: es ist die Enklave um Bischofswerder, die in die Gebiete der abgetretenen Kreise Löbau und Graudenz hineinragt. Dort liegen die Verhältnisse wie im Kreise Stuhm; denn auch hier hat der Gegner einen Angriffspunkt gefunden, den er ganz bestimmt voll auszunutzen bereit ist. Trotz dieser schwachen Stellen ist aber die Stimmung in Westpreußen außerordentlich gut zu nennen. Wenn ich denke, wie ich sie bei meiner ersten Orientierungsreise gefunden habe, so muß ich sagen, daß sich im Laufe der letzten sechs Monate die Dinge sehr zugunsten des Deutschtums gewandelt haben. Das Deutschtum an sich vermochte natürlich nicht zu wachsen, aber es konnte bewußter werden, es konnte fester zur eigenen Sache stehen lernen, und das ist geschehen, ja dadurch gelang es ihm sogar in den Reihen der Gegner Anhänger zu finden, und diese vernünftigen

Elemente, die für eine sichere Zukunft bauen wollen, mit zu sich hinüberzuziehen. Hier scheint mir auch die Gelegenheit gegeben zu sein, auf den Grundirrtum aller polnischen Einwendungen hinzuweisen, die heute vor den interalliierten Kommissionen zum Ausdruck gebracht werden, nämlich: daß die ihnen zur Verfügung gestellte Zeit zu kurz gewesen sei, um die notwendige großzügige Propaganda für Polen machen zu können. Wer den Entwicklungsgang der Dinge kennt, muß sagen, daß ein Hinausschieben der Abstimmung für das Deutschtum keine Gefahr bedeuten könnte; denn die Zustände in Polen würden sicher auch fernerhin dazu beitragen, unter den polnischen Elementen zugunsten der deutschen Sache aufklärend weiter zu wirken. Trotzdem wünscht man aber auf deutscher Seite ein Hinausschieben des Abstimmungstermins nicht, weil man die Zeit der ständigen Reibereien und der Kampferregung nicht noch verlängert sehen möchte und die Gefahren des Volkszusammenpralles endlich zu beseitigen wünscht!

Südostpreußen teilt sich als Abstimmungsgebiet in das Ermland und in Masuren. Auch im Ermland gibt es starke polnische Kolonien, die mit dem neuen Staate liebäugeln, zumal sich die Bevölkerung durch die Religionsgemeinschaft des Katholizismus mit den Polen in Verbindung fühlte. Aus Gebieten, wie dem Kreise Stuhm, als Hochburg der polnischen Propaganda, drang daher unaufhörlich eine gegen das Deutschtum gerichtete Beeinflussung. Das Geld der Agitatoren wirkte, und man muß es der nationalistischen Bewegung und dem Chauvinismus der Polen lassen, daß sie gute Schüler Frankreichs geworden sind, indem sie mit einer geradezu unglaublichen Zähigkeit den einmal gesetzten Zielen nachjagten. Trotz alledem ist aber der Einfluß, den die polnische Agitation zunächst gewann, dann aber wieder verlor, ein Experiment geblieben. Gewonnen hat das Polentum hier nichts, und so darf man heute davon sprechen, daß sich das Ermland eng an Masuren anlehnte und mit ihm zusammen heute die große Front bildet, in der man sich rückhaltlos zu Preußen und zum Reiche bekennt.

Interessant ist, wie von Allenstein her, dem Zentralpunkte des ganzen südlichen Ostpreußens, die aus der Not der Polenabwehr herauswachsende Bewegung sich gebildet hat, die in kurzer Zeit nach und nach das ganze Land mit einem dichtmaschigen Netz überspannte. Es entstanden unter Führung beherzter Männer, im besonderen unter der tatkräftigen Leitung des Allensteiner Bürgers Max Worgitzki, im Anschluß an einen in Allenstein gegründeten Heimatverein gleiche Verbände in ganz Masuren. Schon nach wenigen Wochen umfaßte die zugunsten des Deutschtums entstandene Bewegung das ganze Abstimmungsgebiet. In dem nun ins Leben getretenen Ermländer- und Masuren-Bunde wirken über 2100 Vereine, die mit Schrift und Wort das Bekenntnis zum Deutschtum fördern. Getragen von Kampfesmut, Begeisterung für die Heimat und dem starken Willen, deutsch zu bleiben, haben sich in diesem gewaltigen, einzigartigen Bunde 225 000 Mitglieder unter eine Fahne gefunden. Ich habe Gelegenheit gehabt, in den verschiedenen Städten Masurens, sowie in vielen Orten des Ermlandes, in kleinen und größeren Dörfern mit Stadtvätern, Landgeistlichen, Schullehrern, Gemeindeältesten, mit Bauern und Bäuerinnen zu sprechen und festzustellen, wie sie über die Lage zur Abstimmungsfrage urteilen. In all diesen Bevölkerungskreisen kam immer wieder die gleiche Ansicht zum Durchbruch, daß in diesen Gebieten der Pole nichts zu suchen habe, da er der Landfremde sei, und da das Land selbst altdeutsche oder richtiger altpreußische Erde wäre. Das erfreuliche Ergebnis dieser Umfragen ist aber durchaus keine Zufälligkeit gewesen, sondern beruht auf sehr tiefverwurzelten Ideen, die alle Bevölkerungskreise des Ermlandes, mehr

aber noch Masurens beherrschen. An sich lehnt gerade der Masure, trotz seiner slawischen Abstammung, das Polentum rundweg ab. Der Pole ist ihm verhaßt; er ist ihm das fremde, das minderwertige Element, das auf seiner heimatlichen Scholle die Ruhe stört, das sich aufdrängt, das die Kultur des Landes bisher nicht zu fördern imstande gewesen ist. Der Masure erklärt: „Unsere Bildung, unsere Kultur ist durch und durch deutsch. Wie sollte das wohl auch anders möglich sein, da wir seit 650 Jahren mit Preußen fest verwachsen sind. Uns trennt von Polen schon von jeher eine tiefe Kluft." Es kommt dann noch hinzu, daß die gegenseitige Abneigung des Blutes auch durch krasse konfessionelle Gegensätze verschärft worden ist. Die Masuren sind strenggläubig protestantisch, und so ist ihnen natürlich auch die Agitation der großpolnischen Werber eine Werbetätigkeit für den Katholizismus. Und so hassen sie die polnische Wühlarbeit, die ja nicht erst jetzt in ihr Land gekommen ist, sondern wohlgemerkt, schon seit mehr als 15 Jahren Unruhe sät und sich von jeher durch die Gründung religiöser Vereine bemerkbar machte, vor allem aber durch die Sucht, polnische Zeitungen zu schaffen und einzuführen, für das Gefühl der Masuren außerordentlich aufdringlich gestaltete.

Es ist interessant, zu wissen, welchen Erfolg z. B. gerade die polnischen Zeitungsgründungen in Südostpreußen, d. h. in Masuren und Ermland, gehabt haben. Begünstigt waren trotz aller Opferwilligkeit und dauernd aufgewendeter Geldmittel ihre Lebensbedingungen durchaus nicht. Von vier polnischen Zeitungen mußten zwei sehr bald eingehen, da der Mangel an Lesern geradezu erdrückend war. Die beiden anderen, die künstlich am Leben erhalten wurden, konnten nur dreimal wöchentlich erscheinen und zählten zusammen kaum zweitausend Abonnenten! Was das Ganze bedeutet, erhellt am besten, wenn man die deutschen Verhältnisse dagegenstellt. Die Landschaften Ermland und Masuren besaßen 15 lokale deutsche Zeitungen, die täglich erschienen und zusammen mehr als 100 000 Abonnenten aufwiesen. Das große Organ des Masuren- und Ermländerbundes, das dann noch hinzutrat, die „Ostdeutschen Nachrichten", zählten bald gegen 200 000 Bezieher. Sind die Gegensätze nicht so auffallend, daß sie ohne weitere Anmerkungen genügend für sich sprechen?

Zum Verständnis der politischen Lage ist es auch weiter wichtig, zu wissen, womit die Polen überhaupt ihre Ansprüche auf das südliche Ostpreußen zu begründen pflegen. Sie behaupten, die Masuren und Ermländer seien Polen, was von dieser Seite auf das energischste bestritten wird. Masurische Stimmen sagen: Wir sind ein Grenzvolk, ein Mischvolk, aber ein absolut selbständiges Volk. Unser Blut ist gemischt aus deutschen, altpreußischen und slawischen Elementen. Wir sind eine eigene Rasse geworden. Die Ermländer dagegen betonen besonders, daß sie zum überwiegenden Teile rein deutsch sind. Nur in einem Teile des Kreises Allenstein und in einigen Dörfern des Kreises Rössel findet sich eine gemischtblütige Bevölkerung, die ebenfalls aus den drei Elementen deutsch, altpreußisch und slawisch entstanden ist. Wenn die Polen behaupten, daß die Sprache dieser Landschaften das Polnische sei, so entstellen sie die Tatsache bis zur Ungeheuerlichkeit; denn das Masurische sowohl wie das Ermländische sind zwar dem Polnischen verwandte Sprachen, sie sind aber absolut selbständige Dialekte, die in der Entwicklung stehen geblieben und mit deutschen Sprachelementen stark durchsetzt sind. Die Dialekte werden auf dem flachen Lande auch heute noch als Umgangssprache gebraucht, sie haben sich hingegen zu einer geläufig gebrauchten

Schriftsprache — und das trotz der Verwendung im Zeitungsgewerbe — nicht entwickeln können. Die Schriftsprache allein, d. h. die Sprache der Bildung, der Kultur, ist das Deutsche. Der beste Beweis dafür ist die Verbreitung der Zeitungen.

Ganz gewiß geben hier die Presseverhältnisse die beste Möglichkeit, die Spracheneinflüsse in der Masse selbst festzustellen. Und so ist es denn auch kein Wunder, daß die Empörung gegen die polnischen Umtriebe ganz besonders in Masuren außerordentlich stark ist. Man spricht hier ganz offen von der „schwindelhaften Komödie", die fortgesetzt von Warschau her noch weiter inszeniert wird. Man kann es auch offen aussprechen, daß das Vorgehen, das die Polen zuerst in Posen und dann im Korridorgebiet für richtig gehalten haben, — eine Politik rücksichtslosen, vertragsverletzenden Egoismusses, der Gewalt! — in Masuren nur ungünstige Eindrücke zu erwecken imstande war. Die brutale Vergewaltigung, die in dem annektierten Gebiet der Provinz Posen dem Deutschtum gegenüber durchgeführt worden ist, warb nicht, sondern schreckte ab; sie erklärte und belegte die Mißwirtschaft, die jenseits der Grenze im polnischen Staate herrscht, und die in den Abstimmungsgebieten ganz genau bekannt geworden ist. Man weiß um das Hungerleidertum, das dort drüben um sich griff, man weiß ganz genau, daß, wenn auch die jetzt umstrittenen Gebiete an Polen fallen würden, sie als die kulturell hochstehenderen natürlich wieder nur der Aussaugung verfielen. Man weiß, daß sowohl in Polen wie in dem von den Polen besetzten posenschen Gebiet jene alten „guten Sitten" des großen zarischen Rußland gewohnheitsgemäß schon längst mit Erfolg eingeführt worden sind, daß das Bestechungswesen, der „Lapuwka"-Unfug, der auch in Polen Alltäglichkeit war und geblieben ist, in höchster Blüte steht. Keine Beamtenunterschrift, kein Paß ist ohne Geldopfer zu erlangen, und schließlich kommt als letzte Errungenschaft, die Polen noch einzuführen plant, auch die Nachricht, daß die Bauernfron zu neuen Ehren gelangen soll. — Man kann sich vorstellen, wie verlockend den im freien Bauern- und Bürgerbegriff lebenden Menschen dieser deutschen Grenzgebiete die Aussicht ist, wieder mit einem kräftigen Stoß in die Zustände des grauen Mittelalters zurückgeworfen zu werden. Was Paßschiebereien bei einzelnen lau empfindenden Menschen noch nicht erwecken konnten, das hat jetzt den Ausschlag zu kraffester Abwehr gegeben: man dankt für die Rückkehr grauer Urzustände, die als Segnung des neuen polnischen Staates wiederum Herrentum und Leibeigenschaft einführen wollen.

So ist der Kampf denn mit Polens Zutun im restlichen Westpreußen und in den südostpreußischen Gebieten fraglos in ein entscheidendes Stadium eingetreten. Man weiß zwar ganz genau, daß Polen sich noch einmal kurz vor der Stimmabgabe zu einer letzten großen Propaganda — vielleicht sogar zu einer der Gewalt und Tätlichkeit! — aufraffen wird, um trotz allem den Erfolg, d. h. den Besitz der Landschaften für sich zu gewinnen. Aber man ist gewappnet gegen den Feind, der nach deutschem Land und deutschem Gut die Hände ausstreckt, und man hofft, ihn bestimmt gebührend in seine Schranken zurückweisen zu können. Daß die Polen gegenüber den eingetretenen Verhältnissen denn auch ein beträchtliches Teil ihrer großen Hoffnungen haben fahren lassen, beweisen Vorgänge der letzten Zeit, die charakteristisch genug sind, um nicht verschwiegen zu werden. Suchten vordem polnische Großgrund-

besitzer in den Abstimmungsgebieten durch Landkauf Boden zu gewinnen, so ist jetzt schon zu wiederholten Malen der Fall eingetreten, daß der polnische Großgrundbesitz wiederum verkaufte. Hätte er das getan, so lange er tatsächlich fest an einen Erfolg der Abstimmung zu seinen Gunsten glauben durfte? Das ist wohl nie und nimmer anzunehmen. Und so dürfen wir hoffen, daß auch diese Zeichen nicht trügen, und daß in den gefährdeten Grenzgebieten die Dinge um das Deutschtum und die deutsche Sache gut stehen.

V.

Aufruf an die deutschen Reeder.

Inzwischen sind nun durch die interalliierten Kommissionen in Allenstein für Ostpreußen und in Marienwerder für Westpreußen die Bekanntmachungen erlassen worden, nach denen der 15. Juli als Abstimmungstag für die Ostmarkengebiete festgesetzt ist. Man hat sich also dem deutschen Standpunkt angeschlossen und der Ansicht Gehör gegeben, daß es ratsam sei, dem Lande so schnell wie möglich Ruhe wiederzugeben. Das ist ein Erfolg. Zugleich treffen aber auch Hiobsnachrichten ein, nach denen die Polen die Wahlen zu sabotieren beabsichtigen: Sie sollen bereit sein, den gesamten Eisenbahnverkehr im „Korridor“-Gebiet demnächst stillzulegen. Aus vertraulichen, aber verläßlichen Quellen wissen wir, daß man schon mit dem 15. Juni mit diesen polnischen Maßnahmen zu rechnen hat und daß sie soweit durchgeführt werden sollen, daß nicht nur der Durchgangsverkehr für die deutschen Züge unterbunden werden wird, sondern daß überhaupt der gesamte Eisenbahnbetrieb im Korridorgebiet zur Einstellung kommt — die Polen kündigen an: Aus militärischen Gründen. — Der große polnische Stoß, fraglos geboren aus der Erkenntnis der Machtlosigkeit gegenüber dem überlegen deutschgesinnten Volkswillen der Abstimmungsgebiete, wird damit von Warschau her ausgelöst, und es bleibt zunächst nur übrig, abzuwarten, was die Einspruchsverhandlungen, die in Warschau und Paris in dieser Angelegenheit unternommen werden müssen, für einen Erfolg haben. Ist Polen auf Grund des Versailler Vertrages nicht zu zwingen, den Korridor für den deutschen Durchgangsverkehr offen zu halten oder wieder zu öffnen, so wird der Völkerrechtsbruch, den die Bahneinstellung darstellt, nicht nur das Schuldkonto Polens, sondern das der Entente und des künftigen Völkerbundes schwer belasten. Es dreht sich hier also nicht um eine Zwischenfrage, die Deutschland und Polen betrifft, sondern um eine Frage von weltweiter Bedeutung, die an das Gewissen aller Völker gerichtet ist, die sich bereit erklärt haben, dem Völkerbunde beizutreten und seine Macht zu stützen, seine Gesetze zu garantieren.

Polen sabotiert! So schändlich das Unternehmen ist, so kann es schließlich aber doch nur das Bewußtsein unserer Stärke noch freier herausheben. Die ganze Niedertracht, die in dieser Handlung Polens liegt, beweist nichts anderes als eine Erkenntnis der Schwäche, als die Furcht vor der sicher kommenden Niederlage! Nun helfen keine Ausflüchte mehr; nun sind alle Mittel, Einfluß zu gewinnen und die Macht auf rechtlichem Wege an sich zu reißen, erschöpft, und Polen gesteht, daß ihm nur noch die nackte Gemeinheit übrig bleibt, die die „Bojowka“-Unternehmungen ins Große überträgt. Es wird abermals die Politik der Gewalt versucht!

Auf deutscher Seite wird es notwendig sein, von jetzt ab ernstlich mit allen nur denkbaren Schwierigkeiten zu rechnen, die für die Abstimmungstransporte nach West- und Ostpreußen erstehen können und

Vielleicht ist es nun an der Zeit, einen eindringlichen Aufruf an die deutschen Reeder zu richten, alles, was nur irgendwie an Schiffsraum verfügbar gemacht werden kann, in den Dienst der Abstimmungsarbeit für die bedrohten Ostmarkgebiete zu stellen. Es muß aufgeboten werden, was nur an Seefahrzeugen Dienst tun kann, um im Notfalle auf dem Ostseewege die Abstimmungsberechtigten an die ostpreußische Küste zu führen. Nun muß erst recht danach getrachtet werden, daß auch nicht eine berechtigte Stimme, die das Deutschtum dort oben stützen will, ungenutzt verloren geht, auf daß nicht nur der schon im Lande sichere Sieg der deutschen Sache groß, sondern daß er überwältigend und erdrückend wird. Die Welt muß sehen, um was es sich mit der Ostmark handelt. Die über Paris von Warschau her belogene Entente muß auf das nachdrücklichste erfahren, welchem verderblichen Spiel der Polen sie die Hand geboten hat!

Im westpreußischen Abstimmungsgebiet.

Auf Grund des in Versailles abgeschlossenen Friedensvertrages ist über zwei deutsche Ostmarkenlandstriche die Abstimmung verhängt worden: die Bevölkerung soll darüber entscheiden, ob sie deutsch bleiben oder polnisch werden will. Wer die Landschaften der in Frage kommenden Gebiete kennt, wer weiß, daß es sich hier um echt **deutschen** Boden handelt, wird diese Abstimmungsverfügung als eine Zumutung bezeichnen, die ungefähr das Aergste darstellt, was man einem Volke zu bieten imstande ist.

Auf deutscher Erde sitzen deutsche Bauern, deutsche Bürger, ein stämmiges Geschlecht, das nur zu geringem Prozentsatz mit einem fremdstämmigen Element, dem polnischen, vermischt lebt. Polen hatte, getrieben aus Habgier, aus Land- und Machthunger die sogenannte posensche Frage durch einen ungerechtfertigten Angriff seiner Truppen entschieden. Es nutzte die Schwäche der Regierung des entwaffneten Deutschlands aus und schuf damit jenen „Rechtsfall", der, durch die Bestätigung der Entente anerkannt, den Landraub sanktionierte. Dieser Streich, den nur abgefeimte Hinterlist und Tücke ausführen konnte, wurde aber noch durch das Urteil der Deutschland ehemals feindlich gegenüberstehenden Koalition verstärkt, als die Verfügung erging, daß der Soldauer Zipfel Ostpreußens und der größte Teil, nämlich das ganze linksseitig der Weichsel gelegene Gebiet der Provinz Westpreußen bis an die Ostsee hinauf im Anschluß an den zu gründenden „Freistaat Danzig" Deutschland genommen wurde. Man hat das alte deutsche Danzig, eine der blühenden Hansastädte, das doch zum mindesten ebenso deutsch ist wie Lübeck, Bremen und Hamburg, aus dem Reichskörper als Freistaatsgebiet herausgerissen, um es, wenn auch nicht direkt, so indirekt mit seinem Hafen zum Kopf des Korridorgebietes der neu entstandenen Woiwodschaft „Pomerellen" zu machen. Die Bevölkerung dieses westpreußischen Gebietes ist überhaupt nicht gefragt worden, ob sie polnisch gesinnt ist oder nicht; man hat sie mitsamt ihrer Scholle einfach vom Mutterlande losgerissen, und es ist heute vollkommen erwiesen, daß das Land seit dem Anschluß an Polen seine wirtschaftlichen Kräfte verlor und so weit ausgesaugt worden ist, daß man von einem **vollständigen Zusammenbruch** eines ehemals hochwertigen Lebens reden kann. Rücksichtslos ist das jetzige polnische „Pomerellen" ausgebeutet worden. Und nichts anderes steht jenen Landstrichen bevor, nach denen Polen jetzt auf Grund der Abstimmungsverfügung die Hand ausstreckt. Das weiß die Bevölkerung jener Gebiete auch zu genau; denn tausende von Beispielen sind in letzter Zeit geboten worden, durch die das furchtbare Unglück, das die polnische Mißwirtschaft sowohl über die Provinz Posen, wie über das ehemals deutsche Gebiet von

Westpreußen gebracht hat, gekennzeichnet und bestätigt worden ist. Freunde und Verwandte sind bei Nacht und Nebel über die Grenze von Ostpreußen und über die Weichsel in das restlich deutsche Westpreußen gekommen, um Beistand in der Not zu suchen, weil sie drüben wirtschaftlich vollkommen ruiniert wurden. Es vollzieht sich damit an diesen unglücklichen Gebieten eine Wiederholung jenes Schicksales, das die Landschaften vor Jahrhunderten traf, als sie nach erstem Aufblühen in die Hand der Polen fielen, dann sich wieder unter deutschem Regiment erholten, abermals polnisch wurden und damit von neuem ihren Aufstieg in einen Abstieg veränderten, bis sie wieder unter preußischen Hoheitsrechten in die letzte Aera des großen Aufschwunges eintraten, die die Städte und das flache Land zu Wohlstand, zu üppiger Blüte und Reichtum brachte. Die treu gebuchte Geschichte der Städte Thorn und Graudenz gibt ein erschütterndes Bild dieser Ereignisse, und die Historie wirkt darum gerade jetzt so niederschmetternd, weil Polen abermals die Macht erlangt hat, hier wieder alles in Grund und Boden zu wirtschaften und seine Unfähigkeit zu zeigen, Kulturgüter zu erhalten, geschweige denn gar zu schaffen.

Diese Erkenntnisse haben das Deutschtum in der jetzigen Notzeit zusammengeschlossen. Der einstige Mitbürger, der Pole, ist zum herausfordernden Feind geworden, und damit entstand eine Spaltung in zwei Fronten. Von Warschau aus inszeniert drang die Stimmungsmache für die großpolnische Idee zunächst in jene Kreise des Landes ein, in denen die nationalpolnische Bevölkerung prozentual am stärksten vertreten ist. In Westpreußen ist das in ganz besonderem Maße im Kreise Stuhm der Fall gewesen, und so strahlte von dort aus das Agententum nach allen Richtungen und war eifrig in dem Bemühen, unter Anwendung jeglicher Mittel für den polnischen Staat zu werben. Polen hat sich diese Propaganda trotz seiner notorisch erwiesenen Armut, trotz der entsetzlichen Not, die überall in der Republik herrscht, bereits den nicht geringen Betrag von über 50 Millionen Mark kosten lassen. Das Geld ging und wurde unter die Leute geworfen. Große Organisationen traten in das Leben, und das Heer der Agenten zog mit reichlich gefüllten Geldtaschen durch die Städte, saß in den Dorfschenken und war nicht kleinmütig, wenn die Aussicht auf einen Stimmenfang bestand. Durch diese Beispiele aus der Lethargie herausgerissen, aus dem dunkelen Dämmern, das der unglückliche Ausgang des großen Krieges über Deutschland verhängte, erkannte die Bevölkerung des bedrohten Landes die Gefahr und erhob sich einmütig zur Abwehr des Polentums. Die politischen Parteien, Kampforganisationen, die sich seit ihrer Geburtsstunde gegenseitig befehdeten, erbrachten mit einem Male den Beweis, daß sie klar erkannt hatten, um was es sich in dem heraufbeschworenen Kampf handelt. Und so riefen sie zur Bildung einer Einheitsfront auf, in der das Deutschtum jeglicher politischer Richtung zum Heile des Landes gesammelt werden sollte. Das ist geschehen. Die „Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien" hat sich zusammen mit der Organisation der in Westpreußen ins Leben gerufenen „Heimatvereine" zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden. Man trat in den Abwehrkampf ein; man sammelte, rief auf, stärkte das schwankende, das noch nicht bewußte deutsche Volkstum und schuf dadurch die jetzt in so fester Geschlossenheit stehende große Kampfgruppe, die die ganze Provinz umfaßt. Nicht mehr Recht des Einzelnen, sondern Pflicht wurde die Parole, unter der sich die Bevölkerung der Landkreise von Marienburg, Marienwerder, Stuhm, Rosenberg und wie sie weiter heißen, zusammenfanden, um in bewußter Einheit die polnische Anmaßung zurückzuweisen, die es wagt, mit falscher Begründung auf Land und Menschen

Anspruch erheben zu wollen. Nicht dem einzelnen Polen, mit dem man früher gleichberechtigt nebeneinander stand, gilt der Kampf, sondern er gilt allein dem von Warschau aus wirkenden Polentume, das mit Lügen und aus der Luft gegriffenen Vorspiegelungen der Entente klar zu machen suchte, daß die Ansprüche, die von seiten Kongreßpolens auf die Abstimmungsgebiete von West- und Ostpreußen erhoben werden, zu Recht bestehen. Man erlog eine hochprozentige Kopfzahl des polnischen Volkselementes, man entstellte die Tatsachen und sah es mit innerem Behagen, daß die Entente, von keiner Sachkenntnis getrübt, den Angaben vollen Glauben schenkte. Noch bis in die letzte Zeit hinein ist diese plumpe Komödie in Paris fortgesetzt worden, und erst das Einrücken der interalliierten Kommissionen, die sich für Westpreußen in Marienwerder, für Südostpreußen in Allenstein einquartierte, brachte diesen Beauftragten der Entente die Erkenntnis, daß die Angaben, die die Polen in Paris gemacht haben, sich mit den tatsächlichen Verhältnissen im Lande nicht decken. Nun dürften die Mitglieder dieser Kommissionen bei gerechter Beurteilung der Frage, ob dieses Land deutsch oder polnisch ist, zu ganz neuen Resultaten kommen. Und daß das der Fall ist, bewies sich, im Anschluß an eine Informationsreise, bei dem kürzlich in Marienwerder stattgehabten Empfang von Vertretern der großen reichsdeutschen Presse bei Seiner Exzellenz Angelo Pavia, dem Präsidenten der für Westpreußen ernannten interalliirten Kommission. Es wurde ganz offen von Exzellenz Pavia (dem früheren italienischen Minister des Kabinetts Salandra) zugegeben, daß die Polen in Paris Manöver unternommen haben, durch die die Entente über die Verhältnisse im Lande vollkommen getäuscht worden sei. Für das Deutschtum bedeuten diese Erkenntnisse an sich keinen Gewinn, da die Tatsache der gegenseitigen Stärke und damit der Rechte im Volke vollkommen bekannt sind. Man hat ja nichts weiter notwendig gehabt, als eine umsichtig geleitete Kulturpropaganda zu treiben, durch die alle das Land aufbauenden Momente zusammengebracht wurden. Man ging nicht auf den Stimmenfang aus, und trotzdem ergab es sich, daß selbst unter der polnischen Bevölkerung die klarsehenden, kulturverlangenden Elemente sich dem Deutschtum anschlossen, was bei Kundgebungen, die als Antworten auf polnische Propaganda, Umzüge und Versammlungen erfolgten, außerordentlich befriedigend in die Erscheinung trat.

Die Lage im westpreußischen Abstimmungsbezirk läßt sich also dahin zusammenfassen, daß das Deutschtum in einer starken Kampforganisation festgegliedert steht, und am Tage der Abstimmung für seine Rechte zur Erhaltung des Landes als deutsches Gebiet stimmen wird. Das Deutschtum fühlt sich durchaus als Träger der Kultur, als das schaffende Element. Und so wird die Parole, die man jetzt schon überall hören kann, auch in jenen Stunden lauten: „Wir waren deutsch, wir sind deutsch, und wollen deutsch bleiben!“ Aufgabe des Reiches wird es sein, dieser kernigen Bevölkerung die Treue, die man dem Deutschtume entgegenbringt, mit Treue zu lohnen und den bedrängten Brüdern an der Weichsel zu beweisen, daß man sie trotz des trennenden polnischen Korridorgebietes nicht vergißt, sondern gemeinsam an den Aufbau des Vaterlandes gehen will. Dieser Aufbaugedanke verlangt aber auch das eine noch, daß mit allen Kräften daran gearbeitet wird, auch den Brüdern in den jetzt abgetrennten Gebieten die Hand zu reichen und sie durch Aufhebung des unhaltbaren Zustandes, den der „Korridor“ als Fremdkörper im deutschen Staatsgebiet bildet, wieder mit dem Mutterlande zu vereinigen.

Die deutsche Frage in Ostpreußen.

Wie für Westpreußen, so auch für das südliche Ostpreußen hat die Bestimmung der Entente die Abstimmung verfügt. Deutsch oder polnisch ist auch hier die große Frage, die nun bald entschieden werden soll. Im wesentlichen decken sich die Verhältnisse des Landes mit denen Westpreußens; denn genau so lügenhaft aufgemacht sind die Angaben, die die Polen über Ostpreußen ausheckten und nach Paris gaben, um dort für ihre Ideen Stimmung zu machen. Zwei große, blühende Landschaften werden in diesem Gebiet von der Abstimmungskomödie betroffen: es ist Masuren und das Ermland, die Heimat der Urpreußen, mit denen die Deutschherrenritter in den Kampf gerieten, als sie, über die Weichsel ostwärts vorrückend, die Kolonisation des wilden Landes in Angriff nahmen. Ermland besitzt, abgesehen von einigen eingesprengten polnischen Kolonien, eine rein deutsche Bevölkerung, die sich zum katholischen Glauben bekennt und im Laufe der Zeit freilich durch die religiösen Beziehungen Anlehnungspunkte nach Polen gewann. Hier hat, aus dem westpreußischen Kreis Stuhm hinüberwirkend, die großpolnische Propaganda zunächst angesetzt, und es machte den Eindruck, als ob es den Nationalpolen gelingen sollte, unter der Bevölkerung des Ermlandes Boden zu gewinnen. Ganz anders lag aber von vornherein die Frage, ob deutsch, ob polnisch, in Masuren. Die Bevölkerung dieses Landstriches bekennt sich, obgleich sie durch die Abstammung slawische Einflüsse aufzuweisen hat, in vollkommener Geschlossenheit zum Deutschtum und sah von jeher im Polen ihren größten Feind. Die Masuren sind streng gläubig evangelisch, und das Religionsbekenntnis hat die von jeher völkisch empfundene Kluft zum Polentume nur noch verstärkt, ja die Gegensätze sind in gewissen Kreisen des Masurenlandes so außerordentlich, daß das Wort Pole („Polack“) zu den schlimmsten Schimpfworten gehört, die es überhaupt im Sprachschatz dieser arbeitsamen Landbevölkerung gibt. So konnte es denn auch nicht wundernehmen, daß die Bemühungen der Polen, ihre nationale chauvinistische Propaganda auf das südostpreußische Gebiet auszudehnen, schon von vornherein zum Mißerfolg verdammt waren. Die Bevölkerung erkannte allzubald die verschlagenen Machenschaften, mit denen man sich ihnen lockend von Warschau aus näherte. Selbst das polnische Geld zog nicht, und es kam wiederholt dazu, daß man die polnischen Agitatoren, die durch das Land reisten, einfach verprügelte und schändlich über die Grenze jagte. Die Polen haben denn auch durch die Erkenntnis der Tatsachen den Kampf nach und nach aufgeben müssen. Freilich gelangten sie erst zu dieser Einsicht, nachdem sie mit einer großen Reihe von Mitteln es unternommen hatten, sowohl in den Städten das Bürgertum, wie auf dem Lande die Bauernschaft mit der großpolnischen Idee einzufangen. Im Kreise Oletzko in dem Landstädtchen Marggrabowa, wurde die Stimmung aber bald so kriegerisch, daß sich schließlich überhaupt kein polnischer Agitator mehr in die Gegend hineinwagte, da er von vornherein wußte, daß man dort in jeder Stunde bereit sei, handgreiflich klarzumachen, wie d e u t s c h das Masurenland empfinde.

Die starke Stimmung zugunsten des Deutschtums, die aber so besonders charakteristisch in der südöstlichsten, schon beinahe russischen Ecke Masurens zum Ausbruch kam, verpflanzte sich in gewissem Sinne über das ganze Land; denn überall erklärte man sich, in offener Gegnerschaft zum Polentum zu stehen. So galt es denn in Masuren eine ganz andere Aufgabe durchzuführen wie in Westpreußen. Das ganze Volk war von vorn-

verein so deutsch gesinnt, daß es nur darauf ankam, die deutsche Kraft zu stärken und zu einer geschlossenen Macht zu erheben. Dieses geschah aus der Masse des Volkes heraus: in Allenstein gründete sich ein Masurischer Heimatverein, der offen mit dem Bekenntnis zum Deutschtume hervortrat. Und in kurzer Zeit danach setzte die damit begonnene Heimatvereinsbewegung sich so weit durch, daß sich im ganzen südostpreußischen Lande über 1200 derartiger Gesellschaften bildeten, die sich nun zu einem großen Bunde vereinigten. Die Bewegung griff auch auf das Ermland über, und so entstand als Kampforganisation gegen das Polentum der bald über 200 000 Mitglieder fassende „Masuren- und Ermländer-Bund". Es gibt wohl kein Dörfchen in dem ganzen weiten Lande, das heute nicht seinen „Heimatverein" hätte. Und es gibt wohl keinen Heimatverein, der es sich nicht zur Pflicht und ersten Aufgabe machte, mit den Vereinen der Nachbarorte in eine rege Konkurrenz zu treten. So werden denn überall deutsche Abende, deutsche Tage, deutsche Turn- und Festspiele veranstaltet, zu denen das Masurenvolk und das Volk des Ermlandes in dichten Scharen zu pilgern pflegt. Seit langer Zeit haben wir nicht mehr so bewußt und urwüchsig, so mit Herzlichkeit gesungen, deutsche Volkslieder in das Ohr geklungen, wie auf dem Boden Südostpreußens und des Ermlandes, und zur Beschämung des großen Reiches, wie zur Ehre dieser gefährdeten Grenzmarken muß ich es aussprechen, daß mir nie zuvor der deutsche Gedanke so urkräftig entgegengetreten ist, wie in diesen Gebieten.

Es drängt sich also die Frage auf: Was will Polen in diesem Lande? Warum sucht es diese ihm abgeneigte Bevölkerung für sich zu gewinnen? Und die Antwort darauf kann nur sein, daß die wirtschaftlich vollkommen ruinierte polnische Republik dieses Land und seine Bevölkerung als neue ertragsreiche Ausbeutungsquelle dringend benötigt. Die Bevölkerung ist sich über diese Motive denn auch vollkommen im klaren und verlacht die polnische Agitation, die auch hier mit ungeheueren Geldsummen gearbeitet hat. Wie die Polen aber zurzeit die ihnen noch gebliebenen Aussichten auffassen, beweist wohl allein die Tatsache, daß der polnische Großgrundbesitz, der bemüht war, auch in Masuren nationalpolnische Enklaven zu bilden — zu welchem Zwecke er Rittergüter aufkaufte — diesen Grundbesitz zu einem Teil schon wieder aus der Hand gab. Hätte er das getan, wenn er noch an den Sieg der polnischen Sache glaubte? — Und das ist der große wesentlich entscheidende Gesichtspunkt für die jetzige Auffassung der Lage, daß die Polen, die mit so ungeheuer großen Hoffnungen, mit dem denkbar gesteigertsten Willen, dieses Land um jeden Preis für sich erringen zu wollen, in den Kampf einrückten, heute so weit zurückgedrängt sind, daß man schon beinahe davon reden kann: es macht den Eindruck, als ob sie resignierend Verzicht leisten. So weit ist es leider nun aber doch noch nicht gekommen; denn da der großpolnischen Propaganda die Verseuchung des Landes durch eine nationalpolnische Agitation nicht gelang, so suchte man nach neuen Mitteln. Man begann genau wie in Westpreußen und Oberschlesien — wo die letzten Ereignisse in Oppeln und Beuthen den Nachweis erbracht haben, mit welchen Mitteln skrupellosester Art die Polen die Aufreizung betreiben — Reibereien zu schaffen und Unruhe zu stiften. Zu diesem Zwecke riefen die Polen eine neue Organisation in das Leben, die unter dem Namen „Bojowka" in Aktion trat. Es war eine Organisation der Gewalt: „Stoßtrupps", bezahlte rauflustige Burschen, mit Knüppeln und Revolvern bewaffnet, erhielten den Auftrag, deutsche Versammlungen und Veranstaltungen zu sprengen, zum mindesten zu stören. Damit kam in die polnische Propaganda ein terrorisierendes

Moment, gegen das sich die Bevölkerung des Landes selbstverständlich und nur berechtigt mit aller Schärfe auflehnte. Die Stellung der Polen verbesserte sich dadurch natürlich nicht; denn gerade diese Unternehmungen bewiesen ja mit, wie stark der polnische Glaube schon erschüttert wurde, wie wenig Zuversicht der Pole überhaupt noch hatte, das Land mit dem ehedem von ihm selbst verlangten legalen Mittel der Abstimmung erwerben zu können. Die logische Folge davon war denn auch, daß die Polen schließlich an die interalliierten Kommissionen herantraten, daß sie, wie in Marienwerder für Westpreußen, so in Allenstein für Ostpreußen erklärten, daß sie überhaupt nicht abstimmen würden, weil ihnen die genügende Zeit zur Propagierung der großpolnischen Idee gefehlt habe.

Man hat in Ermland und in Masuren diese Erklärung mit unverkennbarer Freude aufgenommen, ja man fragte sich, ob die Niederlage des Polentums durch die Abstimmung noch größer werden könne. Das Ganze war ja doch nur eine Sabotierung der Wahlidee, weil der Gegner einsah, daß es ihm unmöglich sein würde, aus dem Kampf als Sieger hervorzugehen. Wer Land und Leute in diesen Bezirken kennt, muß sich zu alledem nun freilich fragen: wie konnte es anders sein? Eine dem Polentum innerlich von jeher abgeneigte, wesensfremde und kulturell überlegene Bevölkerung sollte dem Deutschtum abspenstig gemacht werden, an dem es hängt, zu dem es sich bekennt, und das es auch in Zukunft hochzuhalten gewillt ist. Das Experiment mußte mißlingen. Und so darf man denn darauf schließen, daß, wenn der Tag der Abstimmung auch für diese Gebiete kommen wird, nur eine Entscheidung denkbar ist, nämlich die, die zugunsten des Deutschtumes ausfällt. Ermland und Masuren bekennt sich aber nicht nur aus seiner Bevölkerung heraus, sondern auch nach seiner Kulturstufe zu Preußen und zum Reiche. Vollständig bewußt sieht es den Segen der Vergangenheit vor sich und weiß, daß seine Zukunft gesund, freudig und wirtschaftlich stark — trotz aller Not, die heute über das Vaterland kam — nur im Zusammenhang mit Deutschland zu denken ist. In diesem Sinne wird die Stimmenabgabe erfolgen, und man darf unbedingt, das steht heute schon unverrückbar fest, in Südostpreußen, in Ermland und Masuren, mit einem überwältigenden Sieg des Deutschtums gegenüber dem Polentume rechnen.

VI.

Einst und jetzt.

Wir haben die unvermeidliche Uebergabe deutschen Landes an Polen ebenso feuchten Auges und zuckenden Herzens erleben müssen wie die Deutschen, die der Wegnahme des Denkmals des großen Preußenkönigs auf dem Friedrichsplatz und der Kaiserdenkmäler in Bromberg und Thorn untätig zusehen mußten. Rauhe Wirklichkeit stellte sich vor uns hin; mancher begann zu begreifen, was wir verloren und was mit den östlichen Abstimmungsgebieten noch weiter dem Reiche genommen werden könnte. Unwillkürlich wirft der Kenner der Geschichte einen vergleichenden Blick zurück auf das Jahr 1772, da auch Ostland übergeben wurde — damals aber an Preußen. Wie ganz anders, wie grundverschieden waren der Vorgang und die Verhältnisse gegen heute! Zeitgenössische Schriftsteller und besonders der Mann, der uns die „Bilder deutscher Vergangenheit" geschenkt hat, haben Land und Leute damals treu geschildert und auch die Stimmung der polnischen Bewohner bei ihrer Zuteilung an Preußen wiedergegeben.

Wie sah das Land 1772 aus? — Gustav Freytag gibt uns die Antwort:

. . . Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Zisterzienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist heute noch nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist, ja, die Schicksale, welche der ganze Netzedistrikt in den letzten neun Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtsschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort gewütet haben muß. Offenbar haben die polnischen Fraktionen sich untereinander geschlagen, Mißernten und Seuchen mögen das übrige getan haben. Culm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den 40 Häusern des großen Marktplatzes hatten 28 keine Türen, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolkes lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Haustür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute je einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig ebenso an die Städter, wie die von ihnen geschnitzten Löffel. Dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrote Kopftuch für ihre Frauen. Zu den Seltenheiten gehörte der Webstuhl; das Spinnrad kannte man gar nicht. Man hörte dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik: stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte . . . Selbst auf den Gütern der großen Edelleute, der Starosten und der Krone, waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfnis danach, denn ein großer Teil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Heilmittel einer alten Dorffrau, denn

es gab im ganzen Lande keine Apotheke ... Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur die Bauern, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. — Es war in der Tat ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde; auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht 850 auf der Meile."

Der Pole Stasic schilderte das damalige Leben der polnischen Landbevölkerung: „Vor meinen Augen stehen fünf Sechsteile des polnischen Volkes. Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halbnackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuch, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, mürrisch, verkommen, verdummt. Sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen eine vernünftige Seele. Sie sehen Tieren ähnlicher als Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brot mit Spreu vermischt, den vierten Teil des Jahres leben sie von Kräutern. Sie trinken Wasser und Branntwein, wohnen in Erdhütten oder Wohnungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen; dorthin dringt keine Sonne. Rauch und Ausdünstungen ersticken den Menschen und töten ihn oft im kindlichen Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit für seinen adligen Herrn, schläft dort der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem die Kuh mit ihrem Kalb und das Schwein mit den Ferkeln liegt." Berichte ähnlichen Inhalts sandten die Beamten Friedrichs II., welche die Kassubei und das Kulmerland besichtigten. Vom Netzegebiet hieß es: „Das Land wüst und leer, die Viehrassen schlecht und entartet, das Ackergerät höchst unvollkommen, die Äcker voll Unkraut und Gestein, die Wiesen versumpft, die Wälder gelichtet!"

Nach seiner Reise in dieses Land schrieb Friedrich der Große: „Ich sage jedem, der es hören will, daß ich auf meiner Reise nur Sand, Jammer, Heidekraut und Juden gesehen habe. . . Die Städte sind in einem beklagenswerten Zustand. Culm soll 800 Häuser enthalten, es stehen nicht 100 aufrecht, und es gibt noch elendere Städte. Schneider und Schuhmacher sind Virtuosen, welche man in diesem Lande suchen muß, weil es deren keine gibt."

So war es 1772! Und so 1919:

Festgefügt und wohlgruppiert stehen in den Städten der Menschen würdige Wohnungen. Frei und stolz ragen die Gottestürme in den hohen Himmel. Durch der Häuser lange Zeilen schreiten die reinlichen Straßen breit und gemächlich daher und ruhen an den wohlgepflegten Blumenplätzen. Und um die Stadt herum liegen die schmucken Häuser der arbeitstüchtigen Dorfbewohner. Dort wogt das Wellenmeer des goldenen Korns, hier stehen in langen Linien der Kartoffel grüne Stauden oder es treibt des Gartens Saft süße Früchte. In wohlgepflegten Forsten strecken die Föhren ihre schlanken braunen Stämme und über hellen Bildern lacht die Sonne. Freude lebt in der Natur, im Bürger und Bauern die Schaffenskraft... Wir übernahmen mit dem Ostlande eine Wüstenei und übergaben einen Rosengarten.

Waren 1772 nicht einmal Schneider und Schuster zu finden, so schauen wir heute in Handwerk und Industrie ein blühendes Leben. Der

Handel besaß hier gute Stätten und allen dienten die für schweres deutsches Geld erbauten zahlreichen Wasser- (das einzigartig großangelegte Kanal- und Schleusensystem, das Weichsel- und Odergebiet mit Einschluß von Brahe und Netze untereinander verbindet) und Schienenwege nach allen Richtungen. Gerichtspflege wahrte das Recht. Zur Fürsorge für Kranke und Schwache sind von aller Welt bewunderte Einrichtungen entstanden und wo konnte man bessere Schulen als in diesen bisher deutschen Landen finden? Beinahe alles wurde mit deutschen Mitteln geschaffen und erhalten. Ja, wir übernahmen eine Wüstenei und übergaben herrliche, blühende Kultur!

Wie verschieden auch die Staaten, die diesen Boden übernehmen! Damals übernahm Preußen. Das war ein Staatsgebilde von gutem Gefüge. Es war ein Haus mit festen Grundmauern, starkem Gebälk und sicherm Dache. Des großen Königs Geist und Fleiß hatten es außen und innen wohl gerüstet. Des großen Königs Lieblingskind war dies Land, „das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt". Polen, der Staat, der heute übernahm, ist ein Haus, das noch nicht einmal aus sicheren Fundamenten besteht. Ihm fehlt noch alles: das Fachwerk, Gebälk und die Mauern, das Dach, die Schindeln. Es lasten nur große Hypotheken auf dem Neubau — und in dieses „Haus" mußte das Sorgenkind des großen Königs ziehen!

Grundverschieden ist denn auch des Landes Stimmung zwischen einst und jetzt! Damals wollte es mit Freuden ein Quader sein im mächtigen Bau des großen Königs; damals drängte sich die polnische und deutsche Bevölkerung unter seinen Schutz. Es ging ein frohes Aufatmen durch die Gaue, daß sie nun aus dem sprichwörtlichen Warschauer Wirrsal herauskamen. Der verskalvte Bauer verlangte nach Licht und Freiheit. Bei der Grenzfestsetzung baten die nichtabgetretenen Striche, hinter die preußischen Grenzpfähle eingefügt zu werden. Bekannt ist das Bild, das darstellt, wie die Gräfin Skorzewska Friedrich den Großen anfleht, sie und ihren Besitz unter preußische Herrschaft zu nehmen. Heute flog aber millionenfach ein Schrei des Widerspruches durch die Lande. Wie sträubten sich die Randgebiete vor der Einbeziehung hinter die weiß-roten Grenzpfähle! Freuten sich die polnischen Elemente der errungenen Selbständigkeit ihres Vaterlandes, so waren die Herzen aller Deutschen aber voll dumpfer Trauer und krampften sich in herbem Schmerz zusammen. —

Mit diesen geschichtlich zurückführenden Ausschnitten erweiterte sich der Rahmen der bisherigen Betrachtungen, die sich nur mit dem engeren west- und ostpreußischen Abstimmungsgebiet befaßten. Es geschah das mit der Absicht, die Ostmark als Einheit geschlossen zu erfassen, um vergangene Notzeiten mit dem jetzigen Schicksal dieser deutsch bevölkerten Lande verbunden zu zeigen und damit für all das Schwere ein nur um so stärkeres Gefühl und tieferes Verständnis zu erwecken. Verlorenes und bedrohtes Land! Gehört nicht beides zusammen? Zeigt nicht beides den immer wiederkehrenden Aufstieg, nach Zeitspannen der Erniedrigung, der Entbehrung? Immer wieder zeugte die deutsche Tatkraft für sich; immer wieder ist es ihr und nur ihr allein zu verdanken gewesen, daß das Land, vom fremden Joch befreit, sich erholte und die gewaltsam unterbrochene Linie der Entwicklung fortführte.

Aus strenger Selbstzucht geborene Schaffensfreudigkeit und Willenskraft setzte immer wieder zum Kampf an, drängte und wurde zur

Tat, aus der Fruchtbarkeit und Reichtum der Ostmark hervorging, und da diese Kräfte aus unsrem Blute stammen, da sie ihre Wurzel in der zweckdienlich eingestimmten herben — die gegnerische Welt sagt „nüchternen"! — Geistigkeit des Preußentums versenkt haben, so dürfen wir auch jetzt wider mit Vertrauen in die Zukunft sehen: die Abstimmungsgebiete werden ihr klares Bekenntnis geben und das verlorene Land wird wieder unser werden, wenn die Blase des polnischen Korridors zerplatzt ist!

„Leipziger Neueste Nachrichten".

Nr. 130 und 147 vom 22. und 31. Mai 1920.

Dr. Kurt Metger.

I.

Nachdem die Entscheidung in Schleswig-Holstein gefallen ist, die in der zweiten Zone mit einer vernichtenden Niederlage der Dänen geendet hat, rüstet sich jetzt unsere Ostmark — oder wenigstens das, was polnische Raubgier in Verbindung mit Wilsonschem Unverstand davon übrig gelassen hat — die Feuerprobe ihres Deutschtums auf dem Umwege über die Farce einer Volksabstimmung vor der ganzen Welt abzulegen. Es ist leider wahr, daß der Deutsche im Reich sich um die Vorgänge in den Grenzländern wirklich wenig kümmert im täglichen Kampf. In der Sorge um das Morgen sind wir müde und stumpf geworden und sind schon froh, wenn wir die Klammern, die das Deutsche Reich zusammenhalten, am Auseinanderspringen verhindern. Der deutsche Philister ist immer selbstsüchtig gewesen, er ist es heute mehr als jemals und verwahrt sich in seiner Kleinmütigkeit entschieden gegen jeden frischen Luftzug, der den Staub von seiner Seele aufwirbeln könnte. Aus seiner eigenen Gleichgültigkeit heraus kann er sich auch gar nicht vorstellen, daß es irgendwo Menschen gibt, die für ihr Deutschtum eintreten, woraus er für sich die Schlußfolgerung zieht, daß auch die östlichen Abstimmungsgebiete uns doch wohl verloren gehen werden. Es ist schade, daß man nicht alle, die so denken, einmal nach Ostpreußen schicken kann, damit sie begreifen, was es heißt, ein Deutscher zu sein, damit sie sehen, wie der Kampf die Nerven stählt und aus dem Niederbruch bereits wieder der kräftige Sproß unbezwingbaren Selbstvertrauens emporwächst. Eine Reise durch das Abstimmungsgebiet ist heute für jeden Deutschen wirklich ein nationales Stahlbad, aus dem man mit blanken Augen und frischem Mut nach Hause zurückkehrt.

Schon die Fahrt durch den polnischen Korridor, der Ostpreußen vom Deutschen Reiche räumlich trennt, hat etwas Aufrüttelndes. So schlecht es dem polnischen Staate auch geht, er hat doch Geld genug, um ganze Kübel von Oelfässern heranzurollen, mit denen wenigstens äußerlich alles, was ehemals deutsch war, überpinselt worden ist. Dirschau, Neustadt, das alles ist gewesen. An ihrer Stelle sind unaussprechliche Namen getreten, über die jede deutsche Zunge stolpert. Sogar das Trinkwasser ist polnisch geworden, und polnische Soldaten stolzieren großspurig auf dem Bahnsteig im Schmucke deutscher Waffen umher, die sie auf mehr oder minder rechtmäßige Weise nach der Revolution uns „abgenommen" haben. Eine mit den kleinsten Schikanen arbeitende Paßkontrolle sorgt zudem dafür, daß jedem die Lust vergällt wird, das polnische Hoheitsgebiet zu durchkreuzen. Es steht zwar irgendwo im Versailler Vertrag geschrieben, daß die Verbindung zwischen Königsberg und Berlin sichergestellt werden sollte, aber darum kümmert sich die Warschauer Regierung nicht. Und dank der Nachsicht der Pariser Freunde darf sie es schon wagen, auf den armseligen Rechten, die wir etwa aus dem Versailler Schandpapier herleiten dürfen, ungestraft herumzutrampeln. Der Zweck ist ja nur allzu deutlich: mit Hilfe fadenscheiniger geschichtlicher Beweise hat man erst die altdeutschen Kulturgebiete Westpreußens

und Posens gestohlen, um sich wie vor fünfhundert Jahren schon einmal in das warme Bett zu legen, das deutsche Arbeitskraft geschaffen hatte. Von den übriggebliebenen Territorien der ehemaligen Provinzen Ost- und Westpreußen wurde an der Süd- und Westseite ein weiterer Streifen abgeschnitten, den die Polen im Wege der Volksabstimmung zu gewinnen hofften, und was dann übrigblieb, das war zu wenig, um auf die Dauer seine staatliche Selbständigkeit behaupten zu können. Es mußte früher oder später den Polen zum Opfer fallen, die damit die ganze Küste östlich der Weichsel in ihre Hand bringen würden. Der Plan ist, das darf auch der Gegner anerkennen, sehr schön ausgeklügelt, und wenn er schließlich scheitert, so wird das nur daran liegen, daß die Polen in ihrem Größenwahn die moralische Widerstandskraft der Grenzdeutschen zu gering eingeschätzt haben. Daß er aber überhaupt über die ersten Anfänge sich zu entwickeln vermochte, das danken wir dem Wortbruch Wilsons und der Ahnungslosigkeit, womit in Paris über Völkerschicksale entschieden wurde. Rein deutsche Bezirke wie beispielsweise Soldau sind uns völlig willkürlich abgenommen und zu Polen geschlagen, das genau wie Dänemark im Norden sich eine Grenzlinie zu schaffen verstanden hat, die mit der Kautschuk-Bestimmung von der Berücksichtigung wirtschaftlicher und geographischer Zusammenhänge auch die Abstimmungsgebiete an sich ziehen wollte. Die Polen selbstverständlich noch lieber ohne weiteres an sich genommen hätte. Aber die Form mußte doch gewahrt werden, denn es handelte sich teilweise um Bezirke, die niemals mit dem Königreich Polen in noch so loser Verbindung gestanden hatten, wenn sie auch nach polnischer Behauptung eine überwiegend polnische Bevölkerung haben sollten. Und da ist ihnen leider aus der früheren deutschen Statistik eine wesentliche Unterstützung geworden, die, um den Beamten die Ostmarkenzulage zu sichern, durch allerhand Kunstgriffe den Prozentsatz der Polen in der Bevölkerung erhöht, oder auch, wie in Masuren, die Masuren einfach zu Polen stempelte und so in der Tat ein statistisches Ergebnis erzielt hat, wonach die Polen mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Mit diesen Zahlen haben die Warschauer Herren sehr geschickt in Paris jongliert. Man glaubte ihnen dort nur zu gern, weil man ihnen glauben wollte, und verfügte die Volksabstimmung, von der im Hohen Rat jedweder glaubte, daß sie zugunsten Polens ausfallen würde.

Das ist nun allerdings ein gewaltiger Irrtum gewesen. Die Deutschen haben zunächst mit Heiterkeit davon Kenntnis genommen, daß sie abzustimmen hätten, haben aber sehr rasch die ungeheure Gefahr begriffen, die ihnen droht, und vom ersten Tage an sich gegen dies Schicksal zur Wehr gesetzt. Das eigentliche Abstimmungsgebiet zerfällt in zwei Teile: den Süden von Ostpreußen — in der Hauptsache der Regierungsbezirk Allenstein und die Reste von Westpreußen —, der Kreis Marienburg, soweit er nicht an den Freistaat Danzig gefallen ist, sowie die Kreise Stuhm und Marienwerder. Der Süden und der Westen sind bei der Abwehr eigene Wege gegangen: Im Süden hat die Organisation von unten eingesetzt; es wurden Heimatvereine geschaffen in jeder Stadt, in jedem Dorf, die sich wieder in Gruppen zusammengeschlossen haben und als Ganzes einen Bund bilden, der sich nach der historischen Entwickelung des Landes in den Ermländer- und Masurenbund teilt. Was für eine prachtvolle Kleinarbeit hier geleistet worden ist, der auch Erfolge eines in sich festen Volkstumes beschieden sind, davon läßt man sich im Reich nichts träumen. Nur einige wenige Zahlen: in der Stadt Allenstein stehen den wenigen hundert polnisch Organisierten 17 000 Mitglieder des Heimat-

bundes gegenüber, und im ganzen Regierungsbezirk Allenstein sind von rund einer viertel Million Abstimmungsberechtigter rund 220 000 eingeschriebene Mitglieder des Heimatbundes. Das sind weit über 80 Prozent, so daß eine Neunzehntel-Mehrheit bei der Abstimmung erreicht werden könnte. Besonders schmerzlich ist dabei den Polen die Enttäuschung, die sie bei den Masuren erlebt haben. Der masurische Dialekt ist tatsächlich wohl ein Polnisch, das auf der Sprachstufe von 1500 stehen geblieben ist und sich nachher sehr stark mit deutschen Worten gemischt hat. Die Masuren aber fühlen sich als reine Deutsche. Sie sind auch durchweg zweisprachig; nur die älteren Generationen sind des Deutschen noch nicht mächtig, aber auch sie halten treu zu ihrer Heimat und lehnen mit Entrüstung jeden Gedanken einer Angliederung an Polen ab. Die Polen haben deshalb jetzt auch das Spiel so gut wie verloren gegeben; trotz der 50 Millionen Mark, die sie hineingesteckt haben — ihre ganze Organisation arbeitete mit bezahlten, meist landfremden Leuten, während in den deutschen Heimatbünden Leitung und Verwaltung als Ehrenamt aufgefaßt wurden. Sie sind nicht einmal imstande gewesen, in den 1500 Ortschaften die nötigen Leute zur paritätischen Besetzung des Wahlausschusses zu stellen, sie verkünden daher jetzt feierlich, daß sie in Streik gehen wollen. Da sie öffentlich nicht zugeben können, daß nichts hinter ihnen steckt, beklagen sie sich über den deutschen Terror, der sie an der Entfaltung jeglicher Werbearbeit hindert. (Dabei haben sie gegen monatlichen Sold von tausend Mark auf den Kopf eigene Stoßtrupps — sprich Knüppelgarden — gebildet, die lediglich dienen sollten, deutsche Versammlungen zu sprengen.) Und weil die Internationale Kommission in Allenstein selbst viel zu klar sieht, um sich durch solch törichtes Geschwätz einfangen zu lassen, haben sie sich jetzt nach Paris gewandt. Die Abstimmung sollte im Juni oder Juli erfolgen, die Polen arbeiten aber jetzt darauf hin, diesen Zeitpunkt hinanszuschieben, weil sie ihre vernichtende Niederlage vor Augen sehen, vielleicht auch mit dem Gedanken spielen, durch einen gewaltsamen Vormarsch das schöne Stück Land in die Hand zu bekommen, das ihnen der Wille der Einwohner versagt. Andere Wege ist die deutsche Werbearbeit in Westpreußen gegangen. Hier haben sich die politischen Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Mehrheitssozialisten zusammengeschlossen und damit eine einzige Front gegen den polnischen Ansturm herausgebildet. In beiden Gebieten dieselbe Erscheinung, daß jeder Parteiunterschied verschwindet, daß der Arbeiter neben dem Kaufmann, der Handwerker neben dem Bauern seine deutsche Gesinnung bekundet.

Aber während im südlichen Teile die politischen Parteien die nationale Arbeit der Heimatbünde kontrollieren, sind diese im Westen die eigentlichen Träger der Bewegung. Ob das in seinen Fernwirkungen nützlich ist, darüber wird man sich zweckdienlich erst später unterhalten. Für die Abstimmung ist aber auch hier der gleiche Erfolg gesichert. Nur daß die Verhältnisse vielleicht nicht ganz so günstig gelagert sind. Im ganzen Südosten sind nur wenige polnische Siedlungen, polnische Mehrheiten werden wohl von der Gesamtzahl so wenige Ortschaften aufbringen, daß sie sich nur in Bruchteilen von Prozenten ausdrücken lassen. In Westpreußen haben dagegen die Polen im Kreise Stuhm große Hoffnungen, wo sie im Zentrum sich auf ein stark polnisch durchsetztes Siedlungsgebiet stützen können. Der Kreis Stuhm ist die Hochburg ihrer Erwartungen. Aber auch sie ist nicht allzu fest gebaut. Jedenfalls hatten wir die Freude, gerade in der Stadt Stuhm einen deutschen Tag mitzuerleben, der bei nur zweitausend Personen ortsangesessener Bevölkerung einen Demonstrationszug von mehr als fünfzehntausend Deutschen aus dem ganzen

Kreise auf die Beine brachte. Immerhin, hier mögen den Polen bescheidene Erfolge beschieden sein, und ihre Rechnung geht vielleicht dahin, daß dieses polnische Zentrum ihnen zugesprochen wird, daß dorthin wieder ein Korridor durch das deutsche Gebiet gelegt werden kann und dann mit Hilfe der wirtschaftlichen Zusammenhänge ein wesentlicher Teil des westlichen wie des südlichen Abstimmungsgebietes ihnen zufallen wird. Wenn es noch eine Gerechtigkeit in der Weltgeschichte gibt, dann muß freilich diese Erwartung sie trügen. In Marienwerder ebenso wie in Marienburg werden sie so gut wie gänzlich unter den Tisch fallen und das Gesamtergebnis dürfte auch in Westpreußen mehr als 80 Prozent deutscher Stimmen ergeben. Es wird sich noch erheblich zum Nachteil der Polen verschieben, wenn die Stimmberechtigten aus dem Reiche zur Abstimmung nach Hause fahren. Selbstverständlich werden die Polen alles tun, was in ihren Kräften steht, um diesen Strom aus Deutschland abzudämmen, der Korridor gibt ihnen dazu ja eine bequeme Handhabe. Aber der Wasserweg bleibt uns offen, und es ist Ehrensache für einen jeden Deutschen, der das Recht hat, dort oben seine Stimme abzugeben, Mühe und Unbequemlichkeiten der Reise nicht zu scheuen, denn jede Stimme ist wertvoll. Wir brauchen mehr als einen Sieg, wir wollen zeigen, wie deutsch dieses Land ist. Und da die Polen in ihrer Verzweiflung wahrscheinlich im Allensteiner Gebiet Stimmenthaltung proklamieren werden, ist es doppelt notwendig, durch die gewaltige deutsche Stimmenzahl zu beweisen, wie gering die polnischen Absplitterungen sind, die zu Hause blieben. Je erdrückender die deutsche Mehrheit ist, desto schwerer wird es zudem dem Obersten Rat gemacht, daran zu rütteln. Und wenn jedermann seine Pflicht tut, dann dürfen wir sicher sein, daß die Abstimmung in den Ordenslanden ebenso wie in der zweiten schleswigschen Zone der ganzen Welt zeigen wird, wie stark und unerschütterlich der Glaube auch des geschlagenen deutschen Volkes an seine Zukunft noch ist.

Die Polen haben in Wahrheit nichts gelernt und nichts vergessen, und haben eigentlich dadurch bewiesen, daß ihr nationales Leben nur in der Passivität des Leidens und nicht in der Aktivität des Aufbauens gipfelt. Und doch muß dabei gerade da die stillschweigende Ergänzung des Selbstbestimmungsrechts bestehen. Geschichtlich gesehen, genügt nicht eine Anhäufung von Menschen gleicher Sprache zur Bildung eines Staates, dazukommen muß die Fähigkeit, mit der Macht auch etwas anzufangen. Ein Volk, das mit seiner Mündigkeit nichts anderes zu beginnen weiß, als in sinnlosem Imperialismus die Grenzen des eigenen Vermögens zu übersehen, das nicht nach innen Ordnung schaffen, nur nach außen herrschen und mächtig sein will, hat damit eigentlich das Recht auf die staatenbildende Selbständigkeit schon verscherzt. Wenn den Polen dieses bittere Geschick bisher erspart geblieben ist, so danken sie das lediglich der Gunst der Zeit, die für sie arbeitet. Sie haben es verschmäht, nach der Errichtung des polnischen Staates durch die Mittelmächte, mit der Schaffung eines polnischen Heeres auch etwas Positives zu leisten. Sie hoffen, alles durch diplomatische Künste zu erreichen, von denen sie sich durch ein Doppelspiel zwischen der Entente und den Mittelmächten viel versprachen. Und es soll ihnen unvergessen sein, daß sie am ersten Tage, als die Flagge mit dem weißen Adler wieder über Warschau wehen durfte, in einem Telegramm an den Deutschen Kaiser mit einem lahmen Dank auch schon ihren Anspruch auf Litauen mit Wilna anmeldeten. Diese Ueberheblichkeit, die an Länderkleptomanie leidet, ist eigentlich der Wesenszug der polnischen Politik geblieben. Kongreß-Polen und Galizien sind ihnen nicht genug, obgleich sie dort auf Jahre hinaus genug zu tun hätten, um

wirtschaftliche und soziale Zustände zu schaffen, die man auch nur im Wege des Annäherungswertes als westeuropäisch bezeichnen könnte.

Das ist allerdings eine Sache, die zielbewußte, organisatorische Kleinarbeit erforderte, und das wollen oder können die Polen anscheinend immer noch nicht. Sie berauschen sich lieber an ihren eigenen Phrasen vom polnischen Weltreich, das vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee gehen soll, obwohl von diesem Fünfzig-Millionen-Staate nicht einmal ein Drittel polnischer Nationalität wäre. Mit gefälschten Karten und dem mitleiderregenden Pathos des unschuldig Unterdrückten rennen sie bei der Entente die Türen ein und suchen Quadratkilometer zu hamstern.

Die Gebiete Westpreußens und Polens, die wir durch den Versailler Vertrag verloren haben, sind auf der Landkarte polnisch angestrichen. sie werden vom polnischen Militär ausgeplündert bis auf den letzten Pfennig, bis auf den letzten Zentner Getreide, ja sogar bis auf den letzten Mann, der als Kanonenfutter gegen die Bolschewisten verwandt werden soll. Aber in den polnischen Staat eingegliedert sind sie deswegen noch nicht. Der Kulturunterschied zwischen Posen und Westpreußen auf der einen, zwischen Kongreßpolen und Galizien auf der anderen Seite, ist so ungeheuerlich, daß die Warschauer Regierung sich dazu verstehen mußte, eine Zollgrenze durch ihren eigenen Staat zu legen, um einen allmählichen Ausgleich herbeizuführen, was natürlich nicht gehindert hat, daß die Schieber doch ihren Weg in die neuen Provinzen gefunden haben, die jetzt bereits einem ausverkauften Warenhause gleichen und selbst in ihrem polnischen Bevölkerungsteil schon mit steigender Sehnsucht an die guten alten deutschen Zeiten zurückdenken. Keine Zensur, keine Grenzsperre kann verhindern, daß die Schilderung dieser haarsträubenden Zustände doch nach Ostpreußen dringt und hier wieder trotz aller polnischen Millionen als bestes Agitationsmittel gegen den Anschluß an Polen in den Abstimmungsgebieten dient.

Denn es ist ja nicht das allein: alle wirtschaftlichen Momente, die den Kampf in der zweiten schleswigschen Zone uns erschwert haben und den Dänen starke Trümpfe in die Hand spielten, arbeiten hier f ü r u n s. Durch einen Gewaltstreich ist die deutsche Mark auf das Niveau der polnischen Mark herabgedrückt worden, da die polnische Mark nur gerade noch zwanzig Pfennig wert ist, hat also jeder Besitzer vier Fünftel seines Eigentums dadurch verloren. Die vielen Tausende, die Polen aus der Kriegszeit her kennen, wissen zudem, was eine Abtrennung von Deutschland für sie bedeutet. Der Russeneinfall hat gerade dort ungeheuere Verwüstung angerichtet. Mit frischer Entschlossenheit aber hat das deutsche Volk den Wiederaufbau begonnen: Ortelsburg, Bischofsburg, Hohenstein — das mit warmem Dank Leipzigs als seiner Patenstadt gedenkt — und wie die alten Ordensburgen alle heißen, sie sind fast vollständig wiederhergestellt, ein Beweis deutschen Gemeinsinns und deutscher Tüchtigkeit. Drüben in Polen dagegen hat man noch kaum Zeit gefunden, auch nur eine einzige der kümmerlichen Lehmkaten wieder zusammenzuflicken, die als polnische Kulturträger den Gegensatz zur deutschen Schaffensfreudigkeit eindringlich vorführen. Und weiter: die ganzen östlichen Provinzen waren im deutschen Staate Zuschußgebiete. Sie lebten in ihrer Entwicklung von dem reichen Westen, zahlten diese Aufwendungen aber aus einer großen Ausfuhr von Lebensmitteln und den schaffenskräftigen Händen ihrer landwirtschaftlichen Arbeiter dem Reiche heim. Im Verbande des polnischen Staates dagegen würden sie T r ä g e r d e r G e l d l a s t e n des Staates werden, ihre Stellung würde sich damit vollkommen verschieben, und vor allem würde die Hoffnung auf einen Ausbau der brach-

liegenden Bodenschätze durch Eisenbahnen und Wasserstraßen für immer zunichte.

Die Zukunft Ostpreußens also kann nur bei Deutschland liegen. Das ist Allgemeingut der Bevölkerung geworden, wohin man kommt, und es scheint fast so, als ob auch mancher der kühler denkenden Polen bei der Abstimmung auf den Anschluß an „seinen" Nationalstaat verzichten wird, weil er weiß, daß er darüber in seiner eigenen Wirtschaft zusammenbrechen wird.

Die Abstimmung, die sich trotz aller polnischen Intrigen nur noch um Wochen hinausschieben läßt, wird darüber eine klare Entscheidung bringen, deren Eindeutigkeit sich kein oberster Rat entziehen kann. Denn diese Abstimmung ist mehr als nur ein Bekenntnis zum Deutschtum, sie ist eine neue Entscheidungsschlacht in dem jahrhundertealten Kampf der deutschen Kulturpioniere gegen die slawische Flut. In den historischen Rahmen gestellt, bedeutet sie eine neue Schlacht bei Tannenberg, die diesmal nicht mit militärischen Mitteln, sondern mit Kulturwerten ausgefochten wird. Warschau oder Marienburg, das ist, wenn man die Dinge auf die kürzeste Formel bringen will, die Frage des Tages. Sie hätte für Deutschland lebensgefährlich werden können, wenn Polen eben nicht — Polen wäre. So aber dürfen wir uns eines Tages der Entscheidung freuen. Denn er wird zum ersten Male das Sterbeglöcklein läuten für ein Staatsgebilde, das sich bereits als nicht lebensfähig erwiesen hat. Ein aufwärtsstrebendes Polen, das auf der einen Seite durch den Korridor, auf der anderen Seite durch Litauen Ostpreußen abdrosselt, wäre das Ende der Arbeit einer sorgsamen Siedelungs- und Kulturarbeit gewesen, die das deutsche Volk seit mehr denn acht Jahrhunderten im Osten betreibt. Ein lebensfähiger polnischer Staat hätte Anziehungskraft gehabt, um Ostpreußen auch gegen seinen Willen zu sich herüber zu ziehen: ein Polen aber, das sich nur in dem Glanz seiner eigenen Seifenblasenherrlichkeit bespiegeln kann, das auf Raub ausgehen muß, weil ihm in seinen natürlichen Grenzen die Entwicklungsmöglichkeiten fehlen, weil es, kurz gesagt, in seiner eigenen Unfähigkeit zu ersticken droht, hat sich selbst das Urteil gesprochen. Auch der polnische Korridor, der heute die Linie Berlin—Königsberg durchbricht, wird keine Schöpfung auf die Dauer sein.

„Tägliche Rundschau".

14. bis einschl. 19. Juni 1920.

Adolf Stein.

I.

Nach Ostland wollen wir reiten!

Wir haben die Polen in den Sattel gesetzt; und nun wollen sie uns in den Dreck reiten.

Ohne uns hätten sie noch heute nicht ihr neues Reich. Sie können ja nicht einmal im eigenen Hause, geschweige denn im Staate Ordnung halten. Es reißt immer wieder die sogenannte polnische Wirtschaft ein, die allmähliche Verwahrlosung. Ich habe früher, wenn ich gefragt wurde, wo Asien beginne, zu antworten gepflegt: wo die Reiter nicht mehr Sporen, sondern Peitsche tragen. Seit dem Kriege, der uns den Osten kennen lehrte, weiß ich es besser: wo man nicht mehr zu flicken versteht. Der Pole hat, wenn er zu den obersten Fünfhundert gehört, Paläste, aber hier und da fällt der Putz ab, oder die Fensterscheiben sind blind, oder die Dielen verfault; und bei den untersten Millionen ist alles in Fetzen. Kein Pole bessert so sorgsam wie der Deutsche die Schäden aus. Der Pole hat eben gar keinen erhaltenden oder gar staatserhaltenden Sinn.

So war denn auch die Aufteilung des Polenreiches durch die drei Nachbarmächte ein Akt des Weltgerichts: gewogen, gewogen und zu leicht befunden! Die Polen haben dann — mit hoch rühmenswerter nicht tot zu kriegender Vaterlandsliebe — hundertzwanzig Jahre lang ihr „Noch ist Polen nicht verloren" gesungen, sie haben in zwei blutigen Riesenaufständen sich wenigstens in dem russischen Teile ihres ehemaligen Reiches gegen die fremde Vormundschaft gewehrt, aber zur Mündigkeit erzogen wurden sie erst in Preußen. Wir erst schufen ihnen einen gesunden Mittelstand, ohne den der Aufbau eines Staats undenkbar ist, während es im russischen und österreichischen Polen dabei blieb, daß nur eine dünne, glitzernde Oberschicht, Adel und Geistlichkeit, auf dem unendlichen Sumpf einer armseligen, schmutzigen, proletarisierten Masse schwamm. Unsere Soldaten haben während des Weltkrieges diesen stinkenden Pfuhl ja selber kennen gelernt; unseren Ost- und Westpreußen kann man nichts mehr vormachen.

Wir aber setzten unserem Werke zuguterletzt die Krone auf, gaben in unbelehrbarer deutscher Sentimentalität diesen Polen die staatliche Selbständigkeit wieder.

In Polen glotzte man uns dumm an. Selber etwas für ihre Befreiung tun wollten die Polen nicht; sie dachten nicht daran, unsere Erwartungen zu erfüllen und etwa ganze Armeekorps als Mitkämpfer zu stellen, es meldeten sich für das neue Heer noch keine 1000 Mann, und nicht weniger als 546 von diesen wollten — zur Intendantur. Und jetzt ernten wir den polnischen Dank. Wir haben nicht nur einen großen Teil der allein durch uns befriedeten und kultivierten deutschen Ostmark bereits an die Polen verloren, sondern wir sollen uns nun auch noch ganz unzweifelhaft deutsches Gebiet in Ost- und Westpreußen, in dem auch noch nicht der zehnte Mensch zu Polen will, erst in einer Ab-

stimmung neu erkämpfen. Die Polen und die hinter ihnen stehende Entente aber setzen alle Hebel in Bewegung, um dieses Land — Masuren, Ermland, Marienwerder — von uns loszureißen, auch wennn es sich als deutsch erklärt.

Zunächst ist durch die Kapitulation von Versailles ein breiter polnischer Wallgraben mitten durch Deutschland gezogen worden, bei dessen Ueberquerung wir jetzt täglich schikaniert werden, damit uns die Lust zum Verkehr auch mit dem deutschbleibenden Ostpreußen vergeht. Die Eisenbahnen sind zu einer Zugbrücke geworden, die jederzeit, wenn es den Polen paßt, hochschnellt, so daß zu beiden Seiten deutsche Waren und deutsche Menschen voneinander abgeschnitten dastehen. Zwar „garantiert" uns die Kapitulation von Versailles den freien Durchgangsverkehr, aber unsere bisherige Regierung hat die Durchsetzung dieser Garantien nie zu erzwingen gewußt, sondern sich mit lahmen Protesten begnügt, ihrer einzigen Waffe in der seit dem 9. November 1918 bestehenden Aera der Weltverbrüderung. Um so mehr schwillt den Polen der Kamm. Der hohe Wert der Abstimmungsgebiete sticht ihnen in die Augen: auch diese Gebiete sollen, statt deutsch zu blühen, polnisch verrecken.

Wer heute nach Allenstein und Marienwerder von Berlin oder einer anderen deutschen Stadt aus sich auf den Weg machen will, der muß die Erlaubnis dazu sich bei Fremden erbitten und erkaufen. Zur Ueberschreitung des polnischen Wallgrabens (man nennt ihn fälschlich den polnischen „Korridor", als ob er ein Verbindungsweg wäre) bedarf es des Visums eines polnischen Konsulats. Zur Einreise drüben ist außerdem ein englisches und italienisches Paßvisum zu bezahlen, denn Engländer haben — neben Franzosen und Japanern — die Oberaufsicht in den ostpreußischen, Italiener in den westpreußischen Abstimmungsgebieten.

Man steht also stundenlang, ja tagelang Kette zunächst bei der heimischen Polizeibehörde, dann bei den fremden Konsulaten. Bei dem polnischen muß man nicht nur schwer blechen, sondern wird auch noch grob behandelt. Aber dank Versailles und dank den vielen unverdorrten Händen unserer Regierenden muß man das auf sich nehmen. Der Verkehr zwischen Deutschland und den abgeschnittenen Provinzen flutet doch in alter Lebendigkeit hin und her, da der Osten nun nicht etwa — „in Polen ist nichts zu holen" — nach Warschau gravitiert.

Die Polen rechnen augenblicklich mit einer Jahreseinnahme von rund 200 Millionen Mark aus unseren Paßgebühren; und sie wollen uns demnächst noch steigern. Unsere Regierung aber denkt nicht an Repressalien, erhebt ihrerseits nicht etwa ebensolche Gelder von allen Leuten, die aus den den Polen bereits abgetretenen Ländern zu uns kommen, zu uns kommen müssen, da alle Welt im deutschen Gebiete einkaufen muß: das neupolnische ist bereits rattenkahl gefressen, da fehlt es an allen Industrieerzeugnissen, da kostet eine einzelne Schreibfeder 60 Pfennig, da herrscht eine geradezu entsetzliche Teuerung, die alles bei uns Erlebte weit in den Schatten stellt. Auch die Landesprodukte selber sind nicht etwa billig zu haben. Anfangs schrieben die in Posen zurückgebliebenen Deutschen, wie reichlich und wohlfeil Speck und Fleisch und Eier seien, aber das ist vorbei. Da die polnische Mark zwangsweise der deutschen gleichgestellt worden ist, die polnische aber dank der rettungslosen finanziellen Verlumpung des Landes nur noch 23 Pfennig gilt, und

zwar heutige deutsch-republikanische Pfennige, die schon selber nicht viel wert sind, so hat nicht nur jeder Besitzer von deutschen Mark in Posen und den übrigen abgetretenen Gebieten gut drei Viertel seines Vermögens verloren, sondern auch die Preise der Lebensmittel haben sich allmählich der elenden Valuta angepaßt. Der Bauer bekommt keinen angemessenen Preis. Und der Städter muß Unsummen bezahlen. Dabei sind die Bestände überall gelichtet, Kleider und Stiefel sind nicht nur unerschwinglich teuer, sondern so gut wie gar nicht mehr in den polnischen Ländern zu haben. Die Polen — und die „abgetretenen" Deutschen — müssen also unter allen Umständen zu uns, um sich das Nötigste zu holen, und wir belegen sie nicht einmal mit einer Paßsteuer, während die Polen uns 200 Millionen abnehmen.

Eine Anzahl von Vertretern der größten deutschen Zeitungen hat sich auf den Weg in die Abstimmungsgebiete gemacht, um erstens den Osten für diejenigen Deutschen im Reiche sozusagen neu zu entdecken, die sich keine rechte Vorstellung von dem entlegenen Lande machen können, und um zweitens den Landsleuten im Osten die ebenfalls wie eine Offenbarung wirkende Kunde zu übermitteln, daß man sie im Reiche keineswegs vergessen habe, daß sie nicht „verraten und verkauft" seien.

Der Weg führt nicht geradeswegs die Ostbahn entlang, sondern über Stettin und Danzig. Mit verschlafenen Gesichtern studieren wir die Aufschriften an der ersten „polnischen" Station, die wir erreichen. Soldaten mit der Konfederatka, der polnischen Vierzipfelmütze, auf dem Kopf, stehen vor dem Gebäude. „Das Nest heißt Peronow!" erklärt ein scharfäugiger Kollege. Er hat sich durch die Aufschrift „do peronow" (zu den Bahnsteigen) dazu verführen lassen. In Wirklichkeit heißt die Station Wejherowo. Es ist unser altes — Neustadt in Westpreußen! Nirgends läßt sich auch nur die Spur eines deutschen Wortes mehr entdecken, mit Stumpf und Stiel haben die Polen sofort alles ausgerottet, was an die vielhundertjährige deutsche Zeit gemahnt. Sie genieren sich beim Polonisieren lange nicht so, wie wir beim Germanisieren. Sollte ihr Staat wirklich länger als ein Menschenalter bestehen, obwohl ihm manche Kenner nur eine Dauer von höchstens zehn Jahren vorhersagen, so wird unter der polnischen Tünche das deutsche Urbild nirgends mehr zu erkennen sein. Wir sind heilfroh, als wir bei Dirschau, das jetzt Czew oder so ähnlich heißt, den polnischen Wallgraben überquert haben, ohne allzusehr behelligt zu sein. Der „große" diplomatische Paß eines Reisegefährten, der vor einem Jahre in Versailles gewesen ist, hat, wie es scheint, Eindruck gemacht; vielleicht auch das tschechische Visum auf einem anderen; jedenfalls sind wir weder angehalten noch auch, wie so viele deutsche Passanten, ausgeraubt worden.

Im Lokalverkehr mag man ganz andere Dinge erleben. Da ist schon vollkommen die polnische Wirtschaft eingerissen. Wer beispielsweise in Bromberg, wo noch deutsche Beamte in polnischen Diensten am Schalter sitzen, eine Fahrkarte dritter Klasse nach Dirschau löst, der zahlt dafür den Tarifpreis von 19 Mark, wer aber umgekehrt von Dirschau nach Bromberg will, der wird von den Polen in Dirschau erst nach Augenschein „taxiert" und muß dann, je nachdem, 30 oder 40 oder 60 Mark bezahlen. So groß ist die Verlumpung in Deutschland denn doch noch nicht; und unsere moralische Verlumpung stammt aus der Revolution, die der Polen aber — aus dem Blut. Das sarmatische Blut verleugnet sich nicht. Polnische Wirtschaft. Russische Zustände.

II.

Nicht nur die Moral unserer polnischen Nachbarn ist brüchig. Nein, überhaupt alles zerfällt. In Hohensalza (Inowrazlaw) in Posen ist die Kaiser-Wilhelm-Heilstätte für Kinder jetzt natürlich in polnischen Besitz und unter polnische Leitung gekommen. Der Stadtverordnete Bociam und der Stadtverordnetenvorsteher Wachoviak haben schon vor längerer Zeit auf die „himmelschreienden Zustände" in der Anstalt hingewiesen: in den Schlafzimmern bis zum Rande mit Kot angefüllte Eimer, die Treppe fingerdick mit Schmutz bedeckt, die Badezimmer als Kartoffelablage vollgestopft, sieben schwerkranke Kinder in strotzender Unsauberkeit. So etwas trifft man auf Schritt und Tritt in den öffentlichen Anstalten, sobald sie erst in die Hände von Warschauer oder galizischen Polen kommen. Das gute Alte aus deutscher Zeit zerfällt. Neues zu schaffen aber ist man nicht imstande.

Wie anders im deutschen Ostpreußen!

Da ist eine durch den Krieg verwüstete Provinz, in der die Russen nach Schusterle-Manier gehaust haben. Nicht weniger als 28157 Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude sind in Stadt und Land zerstört und verbrannt. Man könnte glauben, daß erst nach Jahrzehnten in der Hauptsache der Wiederaufbau geschafft sein könnte.

Aber schon Carlyle sagt, daß die Organisation ein urdeutscher Gedanke sei. Es geht doch nichts über deutsches, methodisches Organisieren. Unter dem kaiserlichen schwarzen Adler nimmt Deutschland, ganz Deutschland, seine Kräfte zusammen, die staatliche und kommunale Beamtenschaft gibt ihr Bestes her, noch mitten im Kriege, während aller Material- und Personalnot, geht man rüstig ans Werk. Heute sind schon fünf Sechstel des Zerstörten völlig neu erstanden; Städter und Bauern wohnen schöner als zuvor, haben bessere Läden und Werkstätten und Scheunen und Ställe als ehedem, nur mit der Wiederherstellung der großen Güter hat man bis zuletzt gewartet. Die preußischen Könige waren immer die Könige der Armen; für die Aermsten wird zuerst gesorgt. Während eines kurzen Vormittags-Aufenthalts in Königsberg hält uns der Geheime Oberbaurat Lange im Oberpräsidium der Provinz einen Vortrag über das Geschaffene. Wir staunen die einheitlichen neuen Stadtbilder und die behäbigen Bauernhöfe an. Vor hundert Jahren nach dem napoleonischen Elend hat Ostpreußen sich nicht so schnell erholt. Heute sieht es dankbar und stolz auf die Arbeit des Reiches für seine Grenzmark zurück. Es sind zwar beim Werk des Wiederaufbaues viele landfremde Leute, Maurer und Zimmerer, hereingekommen, die Unruhe in das Land brachten, rote Brandreden führten und sich als Herren der Weltgeschicke aufspielten, es ist auch eine Invasion von Soldatenräten aus dem Osten erfolgt, und manches bolschewistische Jüdchen kam mit über die Grenze. Aber der Ostpreuße weiß, was er vom Reiche, was er von Preußen, was er von seinem Kaiser und König gehabt hat: in jedem Gasthof — „Deutsches Haus" oder „Königlicher Hof" heißen sie ja meist noch heute — findet man in ganz Ostpreußen die Kaiserbilder an der Wand. Der deutsche Gedanke der Organisation, der Zusammenfassung der Kräfte unter einer einheitlichen Spitze, der ist da noch lebendig. Hier wurde in der Zeit des Schlappmachens die deutsche Vaterlandspartei geboren. Hier wird die Republik noch als schlechter Witz aufgefaßt, der einmal doch verpuffen wird. Hier gibt es noch Leute, die nicht erst beim zehnten, sondern schon vor dem ersten Glas Grog sich mit dem Zuruf begrüßen: Es lebe der König und seine Jäger!

Auf der Fahrt durch Masurenland können wir uns durch den Augenschein davon überzeugen, wie jugendfrisch das Land wiedererstanden ist. Der Krieg war für Ostpreußen eine Altweibermühle. Als ich zum ersten Male vor 31 Jahren hier im Lande war, fiel mir noch manches auf, was an polnisch-russische Nachbarschaft gemahnte: moosbedeckte Holzhütten mit dem typischen holzsäulen-getragenen „Vorhaus", windschiefe, nicht regendichte Scheunen, armselig zusammengeflickte Ställe. Heute ist alles stattlich und behäbig, durchweg der deutsche Ziegelbau, — unsere Fahrt findet im Maien statt — grünt und blüht alles in wunderbarer Pracht.

Ja, Häuser und Scheunen und Ställe hat der Feind hier niedergebrannt; aber dazu ließ ihm Hindenburg nicht die Zeit, auch noch die Natur zu zerstampfen. Kaum ein Baum ist verloren. Und nun arbeiten Sonne und Regen wie ehedem, zu Friedenspreisen. Es ist ein gesegnetes Land, diese deutsche Ostmark, üppig und fruchtbar; karg und rauh war sie nur vor Jahrhunderten, bevor der deutsche Orden sie befriedet hatte, als noch Bär und Wolf und Wiesent in Bruch und Urwald hausten, und allenfalls „Beutener" auf der Suche nach wildem Honig hier eindrangen. Hindenburgs Name, der des Befreiers, wird hier nie vergessen werden. Mancher Ostpreuße hat auch in Frankreich gestanden. Man weiß daher, zuletzt noch aus den Erzählungen der vor wenigen Monaten zurückgekehrten Gefangenen, wie es dort, im Gegensatz zu Ostpreußen, aussieht. Da ist meilenweit kein Baum und kein Strauch zu sehen. Die Erde ist umgewühlt, der fette Humus verschwunden, Dornen und Disteln nehmen überhand, Ratten und Mäuse sind die Herren des Landes; und da die Franzosen nicht den zehnten Teil unserer organisatorischen Fähigkeit besitzen, wird ihre Kampfzone noch auf lange Jahre hinaus wüst bleiben und leer.

Ost- und Westpreußen haben viel vom Reiche gehabt. Sie waren Ueberschußland in landwirtschaftlicher, aber nicht in finanzieller Beziehung; es ist immer ein Mehrwert hier hereingekommen. Das gilt ja von allen unseren Grenzländern. Auch Elsaß-Lothringen hat seine besten Tage nun — hinter sich. Wer aber im Osten zu Polen kommt, der erlebt erst recht eine wirtschaftliche Umwälzung zum Schlechteren: denn für das im übrigen jämmerliche Polen sind die deutschen Gebiete ihr reichster Teil, von dessen Aussaugung sie eine Weile leben könnten. Von dem bisher schon Errafften vielleicht zehn Jahre; falls ein Teil der Abstimmungsgebiete ihnen ausgeliefert würde, einige weitere Jahre; falls Oberschlesien an sie käme, wohl ein Menschenalter. Bis sie schließlich überall eine Wüste hinterlassen. Bis wieder der Deutsche alles aufbauen muß, wie seine Väter in allen Jahrhunderten.

Vor dem Ausgebeutetwerden fast ebensosehr wie vor dem Polnischwerden möchten unsere Landsleute ihre Kinder bewahren. Und nicht nur sie möchten es. In den Abstimmungsgebieten gibt es manchen Mann, dessen Muttersprache polnisch ist, der aber doch für Deutschland votiert. Auch er kann sich der Bewegung zur Erhaltung des Landes beim Reiche anschließen, denn es gibt hier nicht „deutsche" Vereine, sondern „Heimatvereine", in denen man sich organisiert hat. Die Heimat! Welcher Deutsche vermöchte diesem Klange zu widerstehen, welcher Nichtdeutsche in Deutschland verstünde ihn nicht? Rettet die Heimat! Da es um die liebe Heimat geht, finden sich hoch und gering einträchtig zusammen, in jedem Ort oft die gesamte Bevölkerung, Männer und Frauen. In Lyck in Ostpreußen, nach unseren Begriffen einem kleinen

Landstädtchen, erleben wir den ersten gemeinsamen Vereinsabend. Uns parteipolitisch Zerklüfteten, ständisch Geschiedenen erscheint diese Versammlung — über zweitausend Personen in dem Saale der Gartenwirtschaft so eng gedrängt, daß wir Besucher aus dem Reiche trotz pünktlicher Ankunft nicht einmal alle hineinkommen — als wunderlich gemischt. Aber einträchtig sitzt und steht alles beieinander, ein einheitliches Gefühl geht durch die Massen. Erschauderud spürt man es, daß „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ nur unter nationalem Banner möglich ist, wenn man hier sieht, wie alles ein Herz und eine Seele ist und niemand sich darum kümmert, ob der Nachbar zu einer anderen Partei gehört oder eine Stufe in der Einkommensteuer höher steht. Ein stämmiger kleiner Pfarrer hält die Festrede. Schon sie reißt die Hörer fort. Dann stellt er an die Erschienenen die Frage, ob sie die Heimat beim Reiche erhalten wollten. Wie ein Mann rauscht alles empor, wie eine Stimme braust es daher: „Ja, wir wollen es!“ Das ist mehr als Rütlischwur. Das ist mehr als alles Theater. Das ist weit mehr auch als die „symbolische“ Handlung der Polen, die ihre Reiter zur Besitznahme des Meeres in die flache Ostsee hineinreiten ließen. Das ist mehr als ein Gelöbnis der Lebenden. Es ist ein Schwur auch für kommende Geschlechter: Einst wird kommen der Tag, wo alles wieder deutsch wird, was man uns jetzt geraubt hat und noch rauben will.

Der Rest des Abends vor diesen zweitausend leuchtenden Gesichtern ist Liebhabertheater, Gesangspiel, Deklamation. Alles schlicht und bescheiden. Ein verwehter Klang aus Biedermeierzeiten, da man, um sich zu freuen, es noch nicht nötig hatte, Couplets zu hören und Schaumwein zu trinken. In dieser harmlos deutschen Erbauung darf natürlich auch das vaterländische Volkslied nicht fehlen. Hier und in den Heimatvereinen anderer Orte kennt jedermann die Verse von „Ich hab mich ergeben“ und „O Deutschland hoch in Ehren“. Als der Dreißigjährige Krieg über uns hingebraust war und ausgemergelte Gestalten um Trümmerstätten schlichen, da hat das deutsche Lied sie wieder erhoben und ihnen den Rücken gestrafft, das Herz wieder froh gemacht. Das deutsche Lied ist nicht so feurig, aber doch stärker als der Krakowiak. Eigentlich hatten die Lycker noch den „Himmel in Polen“ aufführen wollen, ein kleines satyrisches Spiel. Diesmal hat der Ueberwachungsoffizier der Entente es aber verboten. Wir stehen in deutschem Lande unter fremder Zensur.

In Kraftwagen geht es am nächsten Tage über Land nach Zeysen, zu einem anderen Heimatverein. Eine Woche von Ansprachen und Erwiderungen beginnt für uns. Eine Woche auch voll „ostpreußischen Maitranks“, des Grogs, der „nicht zu steif von Wasser“ sein darf. Aber nicht er macht uns trunken. Trunken wird die Seele vom Anblick dieses wunderschönen Landes mit seinen vieltausend Seen und immer neuen Fernsichten über Hügelland. Wer von hier nach Thüringen geht, dem wird die Wartburggegend auf einmal dürr und trocken vorkommen. In Zeysen tafeln wir im Freien. Angesichts der Schüsseln mit Brathecht habe ich den sonst von mir untrennbaren Gefährten, die Zigarre, weit entfernt von mir auf einen „Eingeborenentisch“ gelegt. Und nachher ist sie merkwürdigerweise noch da. Im Reichstag in Berlin darf man keinen Stummel liegen lassen. Er ist unbedingt weg . . .

In Lötzen gibt es eine Aussprache am Biertisch. Wir sitzen kunterbunt durcheinander, aber darnach fragt niemand: links von mir ein Zentrumspfarrer, dem vor der Täglichen Rundschau gar nicht graut, rechts von mir ein Demokrat, ohne daß ich mich schüttele. Ein Kollege

warnt die Lötzener Herren gutmütig vor mir. Ich sei nicht einmal deutschnational, ja ich stünde nicht einmal rechts an der Wand, sondern es hätte in die Wand auf der äußersten Rechten eigens noch eine Nische für mich gebrochen werden müssen. Aber man lacht nur. Deutschland, Deutschland über alles!

In später Nachtstunde kommt der englische Ueberwachungsoffizier, um mit den deutschen Pressevertretern zu plaudern. Er trägt Majorsuniform. In seinem bürgerlichen Berufe ist er Oberlehrer der deutschen Sprache an einem englischen College. Man hat vielfach Leute mit irgend einem besonderen Interesse für Deutschland in die Ueberwachungskommissionen gesteckt, wenn sie darum baten. Es sind sehr umgängliche Menschen darunter. Aber auch diesen englischen Oberlehrer hat, wie ich nachher von anderen höre (ich habe mir ihn geschenkt), die englische Gemessenheit gegenüber uns, den „Natives", nicht verlassen. Man täuscht sich, wenn man auf Sympathie rechnet. Man täuscht sich sogar bei den Italienern, die schon mehr ihr Herz auf der Zunge tragen, oder bei den gut deutsch sprechenden Japanern. Wir sind seit dem November 1918 für sie alle doch nur der Leichnam, den sie sezieren.

Unterwegs sind unsere Autos in jedem Dorf mit Fliedersträußen beworfen worden. Das ist nicht Vereinsmache, sondern Herzensstimmung. Aber den stärksten Eindruck hatte ich doch in einem Dörfchen, in dem es offenbar noch nicht bekannt war, daß diese Autokolonne — sonst haben nur die Polen zu solchen Aufzügen das Geld — von der reichsdeutschen Presse organisiert sei. Da hatten die masurischen Dörfler sich nämlich zusammengerottet und schrieen den vorüberflitzenden Wagen zu: „Verfluchte Pollacken!"

III.

Die Masuren, die das südliche Ostpreußen bewohnen, wollen beileibe nicht mit den „Pollacken" verwechselt werden. Sie lesen und schreiben nur deutsch. Sie sprechen zwar untereinander — besonders die steinalten — noch vielfach masurisch, einen slawischen mit deutschen Lehnworten gespickten Dialekt, der wird aber von den Polen nicht verstanden. Wenn das polnisch ist, dann könnte man mit demselben Rechte sagen: unsere Ostfriesen sprechen englisch. Aber der Deutsche hat ja immer mit sonderlichem Stolze alles Fremde registriert. In unserer amtlichen, peinlich allem Nichtdeutschen gerechtwerdenden Statistik hieß es einfach, in Südostpreußen werde polnisch gesprochen. Darauf konnten die Polen in Versailles verweisen und behaupten, in Masurenland wohnten 92 v. H. Polen. Bei der Abstimmung aber wird es sich zeigen, daß mehr als 92 v. H. der Bevölkerung sich als Deutsche bekennen. Noch lieber vielleicht würden die Masuren, wenn es ginge, auf den Abstimmungszettel schreiben: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?" Und darunter: Unser König heißt Wilhelm II. von Hohenzollern.

Weder die Sprache allein noch das Aussehen allein sind bestimmend für die völkische Zugehörigkeit. Man muß auch der Vererbung im inneren Wesen des Menschen nachspüren. Reinrassig ist der Masure ebensowenig, als irgend ein anderer Stamm im heutigen Europa. Er ist in Wort und Lied und Darstellung lebhafter als der bedächtige Deutsche, hat also unzweifelhaft etwas slawisches Feuer in sich. In Osterode war es, wo vom Wochenmarkte her die masurischen Bauern zusammengetrommelt wurden, um schnell in das Kinohaus zu kommen, wo die deutschen Presseherren sie erwarteten. Es war eine ganz improvisierte und darum für uns um so wertvollere Sache. Da brach nun geradezu vulkanisch das Bekenntnis zum Deutschtum hervor. Darunter von einem Manne, der selber, weil

es ihm so flinker vom Munde ging, masurisch sprach, mit einer derartigen Lebendigkeit in Mimik und Tonfall, daß man sich sagte: der wortkarge rein deutsche Bauer bekäme so etwas gar nicht fertig. Dabei sah der Mann sicherlich deutscher aus als etwa ein Oberbayer, als der dunkle adlernasige Typ des homo alpinus Deffreggeri. Also Mischblut. Aber bei Nacht und Nebel war dieser Mensch unter Gefahr für Leib und Leben aus der Soldauer ostpreußischen Ecke, die bereits den Polen gehört, entwichen, um nicht Pole werden zu müssen. Sein Hab und Gut ist dahin, nur die notdürftigste Kleidung und etwas Hausrat hat er über den Grenzfluß gerettet, Land und Vieh blieben drüben. „Und nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: das Reich muß uns doch bleiben!" Dieser masurische Bauer denkt so gut deutsch als nur irgend ein pommerscher Oberförster oder bremischer Handelsherr. Er erzählt den aufhorchenden Marktgenossen, wie es „drüben" aussehe, wo die Polen regieren. Ja, ja; man nickt ihm lebhaft zu; die Gesellschaft kennt man. Auch für die Arbeiter hat der Flüchtige, der Gerettete, allerlei lehrreiche Kunde. Drüben ist alles Koalitionsrecht Chimäre, drüben regiert einfach die Knute. Da hat es auf einem Rittergut Lohnstreitigkeiten gegeben. Nicht faul, läßt der polnische Gutsbesitzer Polizei aus der nächsten Stadt kommen. Die bindet die „Empörer", schnallt sie auf den Bock und gibt jedem 25 Peitschenhiebe. Nun könnte vielleicht der eine oder andere Besitzer seufzen und sagen: immerhin sorge man drüben so für Ordnung. Aber es ist ein Willkürregiment. Auch der Besitzer hat nichts zu lachen, sondern wird von der Verwaltung für die Warschauer ausgebeutet.

Unser masurischer Zufalls-Berichterstatter weiß vielleicht selber nicht, was für ein Blut in seinen Adern rollt; er selber will deutsch sein. Seine Urvorfahren sind sicherlich einmal heidnische Preußen gewesen, haben zu diesem „ausgestorbenen" Stamme gehört, der mit den Litauern verwandt ist. Und dazu ist nun im Laufe der Jahrhunderte deutsche und polnische Beimischung gekommen. Stärker im Wesen des Masuren aber hat sich das deutsche Blut erwiesen. Saufen kann er wie ein Russe, wird mir freilich gesagt; noch die bekannte Reichstags-Nachwahl von Lyck-Oletzko stand im Zeichen des Schnapses, der nicht als „halb Pfundche", sondern gleich eimerweise floß. Aber das ist kein Beweis. Gesoffen haben auch die alten Deutschen. Man kann die Blutmischung natürlich nicht in Prozenten ausrechnen. In der guten ganz alten Zeit ging es doch auch bei uns wie bei Vater Abraham zu. Viel Gesinde bekam Herrenblut. Noch im 17. Jahrhundert war es vielfach so. Paul Fleming, der doch der Dichter des frommen Liedes „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten" ist, erzählt mit voller Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit, wie er auf seinen Reisen beim Unterkommen auf Herrenhäusern im Osten zur Nacht ein Dorfmädchen gesellt bekam. Auch die weißen Mäntel der Ordensritter sah man abends zu Zeiten trotz der Ordensregel um Ecken huschen, hinter denen es für sie eigentlich nichts zu suchen gab. Ebenso vermischten sich einige zur Besiedelung des Landes herangezogene Polen mit der Urbevölkerung. Manche Abkömmlinge der alten Preußen aber wurden selber zu „Herrischen" und nahmen sich deutsche Frauen, so daß der Blutstrom hin und her ging. Die Kalnein und Kalckstein, die Lehndorff und Perbandt schreiben ihre Abkunft daher. Vor langen Jahren rühmte sich einst ein Dohna, sein Geschlecht sei älter als das der Hohenzollern. Worauf ihm ein Kalnein erwiderte: „Aber mein Urvorfahr war heidnischer Opferpriester bei den Preußen und hat den ersten ins Land gekommenen Dohna aufgefressen!"

Ueber alle diese Dinge denkt der Masure nicht nach, wenigstens nicht der des einfachen Landvolks. Es gibt natürlich auch zahlreiche Masuren in den Berufen der akademisch Gebildeten. Auch sie fühlen ganz deutsch, während ihnen doch vielleicht eher eine spielerische Beschäftigung mit irgend einer sagenhaft großen Vergangenheit läge. Praktisch wie er ist, setzt der Masure sein Empfinden gern in Taten um. In der „finstersten“ Ecke, im Kreise Marggrabowa, ist daher jedes Erscheinen eines Polen überhaupt unmöglich, denn der bekäme sofort die furchtbarste „Senge“. Wirkliche Polen, abgesehen vom Warschauer 1919er Import, gibt es in ganz Masuren kaum. So ist denn auch die für das Polentum betrübende Tatsache festzustellen, daß es in den Landorten dort nirgends auch nur die vier Mann zur Bildung eines Wahlausschusses für die Abstimmung auftreiben kann! Unter diesen Umständen sind die Herren in arger Verlegenheit. In einem protzigen Schreiben an die Ueberwachungskommission der Entente haben sie erklärt, die Entente tue nicht ihre Pflicht, sie lasse den deutschen Terror schalten und walten, und der verhindere die Polen an der Aufstellung von Wahlausschüssen.

Auf einer wundervollen Dampferfahrt von Lötzen über Nikolaiken die ganze Seenkette entlang bis in den großen Spirdingsee (den größten in Preußen überhaupt) und den Niedersee hinein haben wir ein wenig Ruhe und können das Erlebte und Gehörte innerlich verarbeiten. Nein, dieses Land ist wirklich ganz und gar deutsch! Ich lasse in meiner Erinnerung alle polnischen Städte, die ich während des Feldzuges sah, Revue passieren, und ich entdecke nicht eine einzige, die denen in Masuren ähnelt. Wir haben auf dem Marktplatz in Hohenstein gestanden, mit schmetternder Stimme von einem Bürgermeister begrüßt, dessen Figur wir diese gewaltigen Töne gar nicht zugetraut hätten. „Der hat's in sich!“ sagen wohlgefällig die umstehenden Bürger. Aber das ganze liebe Städtchen hat's in sich. Mit schmetternder Stimme, obwohl sie äußerlich stumm bleibt, erzählt die Fassade aller Häuser am Markte, daß hier deutscher Sinn gebaut hat, daß hier kein Stein polnisch ist.

So ist es auch in Deutsch-Eylau, in Allenstein, überall, wo wir hinkommen. In Allenstein zählt der deutsche Heimatverein 17 140 Mitglieder, während der polnische nur 288 aufgebracht hat. Wenn dann erst zur Abstimmung noch die dazu Berechtigten aus dem Reiche kommen, muß das Ergebnis so überwältigend sein, daß die moralische Schuld, dieses Land einer Fremdherrschaft zu überantworten, selbst für die Entente kaum tragbar wäre. Im ganzen Reiche ist es ja voll von Ost- und Westpreußen. Ohne den Zustrom gesunder neuer Geschlechter namentlich aus dem Osten wäre Berlin schon längst siech geworden. Jetzt müssen alle diese Leute hinüber zu dem Schicksalstage am 11. Juli. Wer da einen von dieser Reise zurückhielte, der wäre ärger denn ein Meuterer im Kriege. Unsere Reise hat uns bis zu dem alten Schlagbaum zwischen der germanischen und slawischen Welt in Prostken geführt, wo nur heute nicht mehr russische, sondern polnische Soldaten sich lümmeln. Hier soll der Schlagbaum auch bleiben, soll nicht weiter in deutsches Herzland herein versetzt werden. Noch zeigt Prostken mitten in allem Neuen alte Trümmer aus dem Kriege. Noch sind bis heute zahlreiche von den Russen Verschleppte verschollen. Ist auch das Land wieder aufgeblüht, so haben doch überall die Familien furchtbar gelitten. Für das deutsche Vaterland. Kinder von elf Jahren und Greise bis zu 92 mußten auf den Fußmarsch nach Sibirien. Einige Knaben sind als Männer heimgekehrt, wenige Mädchen als gereifte Frauen; manches deutsche Totengeripp aber liegt als Meilenstein am Etappenwege in dem asiatischen Osten. Sollen

wir den endlich glücklich heimgekehrten Verwaisten nun auch noch die Heimat rauben lassen? Das Ungeheuerliche, das man hier vorzubereiten versucht, um die Großmannssucht der Polen zu befriedigen, kommt auch einzelnen Ententemitgliedern bereits zum Bewußtsein. Aber deren Kommissionen sind ja nicht, wie unsere gläubigen deutschen Träumer immer noch annehmen, dazu hergekommen, um als rechtliche gute Nachbarn unser Eigentum anzuerkennen. Nein, sie sind unsere Konkursverwalter und haben aus der Masse, die da ist, die polnischen Forderungen zu decken, soweit sie sich irgendwie begründen lassen. Wir dürfen uns gar keinen Illusionen hingeben, wie schon so häufig seit dem großen Wilson-Märchen.

In Ostpreußen träumt man nicht. In Ostpreußen weiß man, daß die Polen, wenn sie auf dem Wege Rechtens nicht zur Erfüllung ihrer Wünsche kommen, zur Gewalt greifen wollen. Und in Ostpreußen ist man fest entschlossen, in diesem Falle jedes Haus und jede Hecke zu verteidigen. Es bedarf dazu keiner feierlichen Schwüre. Man verachtet bloß die jetzige Regierung der roten, schwarzen und goldenen Internationale, die uns national wehrlos gemacht hat und noch heute nicht zu begreifen scheint, daß der Ostpreuße außer dem Stimmzettel auch noch andere Waffen braucht. Schon einmal, 1813, nahm deutsche Erhebung von hier ihren Ausgang. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", hieß es hier schon einmal. Wenn die Polen es darauf ankommen lassen wollen: hier können sie verbluten.

Sie gieren nach Kanonenfutter aus deutschen Männerleibern, sie brauchen Rekruten für ihre Schlachtfelder an Dnjepr und Beresina. Die sollen sie weiß Gott nicht bekommen. Aber noch ist vielleicht nicht das letzte Tannenberg der Weltgeschichte geschlagen.

IV.

Johannisburg, Ortelsburg, Sensburg, Gilgenburg und noch eine ganze Anzahl anderer Städtchen, alle immer an einem See gelegen, der im Abendträumen Maler begeistern könnte, tragen ihren Namen zur Erinnerung an den deutschen Ritterorden, der hier seine festen Plätze weit in heidnisches Land hinausschob. Burgen über Burgen, nicht die kecken und koketten Raubvogelnester auf hohem Fels, wie sie am Rheine, in Mitteldeutschland und im Süden stehen, sondern breithingelagert und trotzig, halb Festung und halb Kloster, manchmal auch, wie die stolzeste der stolzen, die Marienburg, so hehr wie eine alte Kaiserpfalz. „Nach Ostland wollen wir reiten!" sangen diese europäischen Kreuzfahrer, die letzten Ritter einer versinkenden Welt und die ersten Staatsmänner einer neuen Aera, die hier — „die Heiden sind in großer Pein, des laßt uns alle fröhlich sein" — nicht nur für das Kreuz warben, sondern auch für deutsche Gesittung, für aufbauende Arbeit, für ein Leben zu des Landes Bestem. Venedig ist die Geburtsstätte der diplomatischen Kunst; Marienburg ward die Lehrerin in der Kunst des modernen Regierens.

Derselbe Geist, der den Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. und den Alten Fritz zu ihren Taten trieb, war schon in den Rittern vom schwarzen Kreuze, vom schwarzen Adler lebendig: Dienst am Volke war ihre Arbeit. In dem harten und kargen Grenzerleben Gestählte, die wohl in ihren prächtigen, säulengetragenen Remtern eine noch heute brauchbare Art Zentralheizung kannten, schliefen in dem eisigen Ostwinter in den ungeheizten Gewölben, deren Steinfußboden wohl manches Mal von Frostkristallen geglitzert haben mag. Alle zwei Stunden wurden sie rauh geweckt zu kurzer Andacht. Dienst und immer wieder Dienst: Beten, Kriegführen, Regieren. Und dabei ging es überall zu mit altpreußischer

Genauigkeit, ehe es noch ein Preußen gab; die Haushaltvoranschläge und die Ordensrechnungen über alle die Jahrhunderte hinweg liegen wohlgeordnet noch heute im Archiv zu Königsberg, und über alle die Jahrhunderte hinweg läßt sich in diesen Papieren auch nicht ein einziger kleiner Unterschleif, nicht eine einzige kleine Unstimmigkeit feststellen. In der kolonisatorischen Geschichte aller Völker Europas steht eine solche Tatsache einzig da, wie auch die Kolonisation des deutschen Ostens überhaupt eine Großtat gewesen ist; wären die historischen Kenntnisse unter den Gebildeten aller Völker nicht so gering, so hätten die in Versailles Versammelten vom Hohen Rate sich in die Seele hinein schämen müssen, als sie dem deutschen Volke, um ihm seinen Teil Afrika und Australasien rauben zu können, die kolonisatorische Fähigkeit und Würdigkeit absprachen. Noch mehr aber täte die Versenkung in die ost- und westpreußische Geschichte unseren eigenen neuesten Staatsgründern not, die am 9. November 1918 die Republik aus der Taufe hoben, die alsbald zum Schieberparadies sich auswuchs und in der Unterschlagungen oft nur den Anfang zur großen Carrière bedeuten. Mit Schutt läßt sich nicht bauen; auch nicht mit moralischem Schutt in der moralischen Welt. Hier aber im Osten wurde, nachdem die Slawen einst bis an den Harz hinan der weichenden Germanenflut gefolgt waren, die alte gotische Welt wiedererrichtet, mit den herben und ernst himmelanstrebenden Backsteinbauten, an denen hie und da freilich auch künstlerische Sarazenenphantasie mitarbeitete, die ein Hochmeister an des Hohenstaufen Friedrich II. Palästen in Unteritalien genährt hatte; und mit dem herben und himmelanstrebenden Sinn des Pflichtbewußtseins und der Verantwortung vor Volk und Geschichte, der die fahrenden Ritter aus dem reichen deutschen Süden hier in die nordische Armut zog. Nicht dem Fleische, aber dem Geiste nach sind die Preußenkönige allesamt nur Nachfahren dieser Brüder vom deutschen Orden gewesen, bis jetzt endlich — wieder von Heiden in übertragenem Sinne — das tausendjährige Wunderwerk der arbeitenden Monarchie zerstört worden ist.

In dem Ordensschlosse zu Allenstein haust heute die Kommission unserer englischen Treiber. Wir besichtigen die repräsentativen Räume. In den wohnlichen verschwindet indigniert die Frau des englischen Obersten; sie findet es wohl unbegreiflich, daß man sie in ihrem Hause zu stören wagt. Auf den Straßen aber läuft das deutsche Volk zusammen und gafft, wenn mit Dudelsackgequicke die englische Wache aufzieht, und promeniert wie zum Kurkonzert, wenn täglich die englische Platzmusik aufspielt. Die Stadtväter haben, um die entblößte Scham zu decken, gleichzeitig die kommunale Kapelle an anderer Stelle spielen lassen, aber das wurde verboten, und nun läuft alles nach wie vor zu den Tommies. Würde besaßen die Deutschen nie, nur ihre Richter und Propheten, ihre Könige und Heerführer. „Es ist nicht weit her!" ist ein Ausdruck, der sich nur im Deutschen findet; die gedankenlose Menge hängt immer noch dem Fremden an. Auch die Töchter des westfälischen Adels tanzten nackt auf den Bällen des Königs „Immer-Lustik". Kein Wunder, wenn heute noch jeder Tommy seine Dirne findet, ja sogar der schlitzäugige Herr Horikiti aus Japan, auch Mitglied der Hohen Kommission, der im „Deutschen Hause" neben mir wohnt.

Aber es hat allemal auch wackere Deutsche von der Art eines Palm oder Nettelbeck unter unserem Bürgertum gegeben. In demselben „Deutschen Hause", einem Hotel von großstädtisch deutscher Bequemlichkeit, das die fremde Einquartierung tragen muß, katzbuckelt der Wirt nicht vor den Fremden. Einer der langen Engländer hat sich wohl eben nicht richtig

benommen. Und der kleine kugelrunde Wirt bellt ihn an: „Was seid Ihr, internationale Kommission seid Ihr? Schweinebande seid Ihr! Und mit Euren polnischen Säuen verdreckt Ihr mir mein anständiges Hotel!" Der lange Engländer macht eine drohende Bewegung. Aber da wird der Kugelrunde puterrot: „Faß' mich bloß nicht an, sonst hast Du sofort eins in der Fresse!", — und der Engländer gibt sich zufrieden.

So tritt mancher Deutsche auf, der doch mit Hab und Gut abhängig ist von den fremden Landvögten. Nicht jedem möchten wir dasselbe empfehlen. Wir müssen nun einmal die Suppe ausessen, die wir uns selber eingebrockt haben, und unsere Beamten, die von den Ententekommissionen kommandiert und zuweilen sogar geschuhriegelt werden, haben recht, wenn sie äußerst korrekt bleiben. Denn für sie hätte ja sofort die Bevölkerung zu leiden. Aber es tut einem doch wohl, wenn hin und wieder einer aus dem Volke so erfrischend deutlich wird. Man muß gelegentlich Fraktur reden, wenn man von der Ueberwachungskommission verstanden sein will. Wenn die Mitglieder der Kommission oder wenn die Besatzungen im Rheinlande nur auf Unterwürfigkeit stoßen, so ist es kein Wunder, wenn sie gar zu patzig werden; wenn die Franzosen dann sogar in alle Welt hinauskabeln, ihre Nigger — diese geläuterten Seelen ohne jeden Raubtierinstinkt — würden von der deutschen Frauenwelt zur Unzucht verführt. Hier im Osten nehmen die Franzosen überall offen Partei für das Polentum. Die Engländer halten sich etwas mehr zurück; denn sie wollen alle beide, die Polen und die Deutschen, in ihren Fron spannen. Gleichgültig verhalten sich Italiener und Japaner. Es ist für die deutschen Abstimmungskommissare nicht leicht, ihre Aufgabe in dieser Umgebung — noch dazu mit einer national lauen Regierung über sich in Berlin — durchzuführen. Aber das eine hat diese Regierung wenigstens begriffen und das muß man ihr danken: hierher gehören nicht etwa irgendwelche Revolutionsgewinnler, die bisher nur an Zahlabenden der Partei den kleinen Staatsmann markierten, sondern Männer des alten Systems, Männer von Stahl, altpreußisch hart und doch weltmännisch federnd, und so hat sie denn in Allenstein den Freiherrn v. Gayl und in Marienwerder den Grafen Baudissin mit dem Amte betraut. Beide lernen wir auf unseren Studienfahrten kennen. Beiden trauen wir den nötigen Takt, das nötige organisatorische Geschick, das nötige Rückgrat zu, um für das alte Ordensland im Sinne seiner Begründer zu wirken.

Sie wissen, daß sie ein bis zum Letzten entschlossenes Volk in der Ostmark hinter sich haben. Ein Grauen packt ja alle diese Leute, die die Polen aus eigener Anschauung kennen, wenn sie sich vorstellen, sie müßten unter deren Regiment. Wir sind nicht nur in Osterode, wo es eine wundersam poetische Abendfahrt auf dem See und nachher in einem Hotelgarten einen künstlerisch hervorragenden Männerchor gab, nicht nur in Bischofsburg im deutsch-katholischen Ermlande, wo eine prächtige Frau, eine Lehrerin, die Heimatvereine im Kreise leitet, und in anderen Städten gewesen, sondern auch in kleinen Dörfern, im Berglande um Kernsdorf herum, auf dem alten Tannenberger Schlachtfelde von 1410, in Reussen zu einer Bauernhochzeit — und überall klingt aus allen Reden und Ansprachen, mehr noch nachher aus dem Herzausschütten unter vier Augen, die Angst vor dem drohenden Geschick, aber auch die Entschlossenheit zu dessen Abwehr heraus.

Irgendwo halten unsere Kraftwagen. Man hat schon stundenlang auf uns gewartet in dem Dörfchen. Früher war es der König oder der Herr Landrat, von dem man Hilfe in allen Nöten erwartete, dann sollte es die Nationalversammlung sein, heute ist es „die deutsche Presse"

von deren angeblicher Macht ein unklares Gefühl die Leute erfüllt. So wird aus unserer Studienreise eine Art Serenissimus-Fahrt. Wir werden überall nicht nur fürstlich aufgenommen, nicht nur überfüttert und übertränkt, sondern auch mit gläubigen Kinderaugen überall empfangen. Man ist durch so etwas erschüttert im Bewußtsein des eigenen Unvermögens; man kann den lieben Leuten ja nur versprechen, man wolle alles dafür tun, um die Grenzspende zu empfehlen, die die Mittel zum Hinüberfahren der Abstimmungsberechtigten aus dem Reiche beschafft, und man werde dafür sorgen, daß das Reich aufgerüttelt würde, soweit es auf die Stimme der Presse hört. Nun stehen wir in diesem Dörfchen. Der Schullehrer mit dem Taktstock vor den Mädels, die mit frischer Stimme ein Willkommlied singen. Es wird gegessen, getrunken und geredet. Aber kein begnadeter Rhetor übertrifft den einen schlichten Mann, der nur einen einzigen Satz zu uns sagt. Die zerarbeiteten Fäuste krampfen den Hut in der Hand, dann tritt der Mann vor, holt Atem und sagt: „Ich und die Gemeinde Marienfelde, wir mechten die Härren bitten, daß wir nicht sollen zu Polen kommen!“ Die ganze gequälte Volksseele der deutschen Ostmark liegt in dem einen Satz; ein Aufschrei der ganzen Nation sollte das Echo sein: So wahr ein Gott im Himmel lebt, Ihr sollt als Deutsche leben oder sterben!

Die Hochmeister des deutschen Ordens liegen schon Jahrhunderte im Grabe, aber in deutscher Erde. Wir wollen ihnen, den Reichsschöpfern, nicht die Schande antun, daß ihre Gebeine zum Polenspott werden. Es geht jetzt durch Trübsal hindurch. Auch die Kreuzritter haben manchmal dunkle Zeiten erlebt. Aber vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, er sitzt im Weltgerichte, er läßt nichts vergehen, was in seinem Namen gepflanzt ist und in seinem Namen gepflegt wird. Masuren war nie polnisch. Ermland hat polnische Lehnshoheit vor langen Zeiten getragen, war aber immer deutsches Bistum und gehörte stets zu den deutschen Reichsständen. Wir haben zurzeit als Reichswappen einen kronenlosen Papagei statt des alten schwarzen Adlers. Mit dem Papagei hofft der polnische weiße Adler leichtes Spiel zu haben. Er verrechnet sich aber in den Menschen des deutschen Ostens.

V.

Der sogenannte Friedensvertrag von Versailles ist das infamste Schriftstück der Weltgeschichte, mit dem jemals die Dummheit eines Volkes bestraft worden ist. Da ist nun für große Teile Ost- und Westpreußens die Abstimmung festgesetzt. Bis sie vorüber ist, ruht die deutsche Souveränität. Sogar die Briefmarken für die Uebergangszeit sind eigens neu geschaffen worden und auch sie sind ein Blendwerk der Hölle: die für den Regierungsbezirk Marienwerder, also das westpreußische Abstimmungsgebiet, zeigen das übliche allegorische Frauenzimmer zwischen den Fahnen der vier Aufsichtsmächte über einer Wahlurne, auf der „voluntas populi“ steht, „Wille des Volkes“. Diese Marken flattern nun in alle Welt hinaus und künden den Ruhm der Entente, die überall dafür sorge, daß die unverfälschte Meinung des Volkes zum Ausdruck komme. Die Wahlurne oder sieht aus wie ein Kindersarg, auf dem die fahnenumrauschte Entente herumtrampelt. Und in der Tat: in dem sogenannten Friedensvertrag von Versailles steht, daß die neue Grenze zwischen Deutschland und Polen unter Berücksichtigung der Volksabstimmung — und „der geographischen und wirtschaftlichen Lage der einzelnen Ortschaften“ gezogen werden wird. Die polnische Wirtschaftsgeographie verlangt aber ein rein polnisches Weichselland auf beiden Seiten des Stromes und ebenso die Herrschaft über

jene ostpreußischen Landgebiete, durch die irgend eine Eisenbahnverbindung zwischen Warschau und Danzig führt. Auch wenn dieses ganze Land durchweg für Deutschbleiben sich entscheidet. Wer sich das auf der Karte ansieht, der erschrickt; und der erkennt auch, daß in jenem infamen von unserer Regierung unterzeichneten Schriftstücke offenbar auch mit dem Uebergang des Freistaates Danzig in polnische Hände gerechnet wird.

Das kann aber auch der Hebel zu unserer Befreiung werden. Die Bestimmungen über Danzig sind ganz unmißverständlich, sie geben der alten Hansestadt mitsamt Hinterland durchaus staatliche Selbständigkeit, weil das den Engländern so gut in den Kram paßt, die sich hier selber einnisten möchten. Also muß das Schanddokument von Versailles hier unsere magna charta werden. „Es stehet geschrieben!" Hier muß der Pole, der noch keine 3 v. H. zur Bevölkerung dieses großen Ostseehafens stellt, merken, daß wir nicht um Haaresbreite von dem letzten Rest unserer Rechte weichen. Ob mit Gott oder mit dem Völkerbund oder mit Beelzebub: mit diesem Friedensvertrag in der Tasche und jeder Waffe in der Hand wollen wir den Polen, wenn es nottut, „Vertragstreue" beibringen. Wie die Stimmung im Freistaat Danzig ist, das können sie daraus entnehmen, daß bei den Wahlen zur verfassunggebenden Freistaatversammlung die Deutschnationalen die meisten Stimmen bekommen haben; und das in dieser einst freisinnigen Hochburg Rickerts und der „Danziger Zeitung" Kafemanns, die noch 1919 eine sozialdemokratische relative Mehrheit aufwies. Die Polen bekommen Danzig nie. Und damit entfällt, wenn es mit rechten Dingen zugeht, bei der Berücksichtigung „der geographischen und wirtschaftlichen Lage der einzelnen Ortschaften" im west- und ostpreußischen Abstimmungsgebiet die angebliche Notwendigkeit, sie Polen zu überantworten. Mehr noch: auch der polnische sogenannte Korridor zum Meere, der Wallgraben zwischen uns und unserer Ostmark, muß über kurz oder lang wieder zu deutscher Erde werden. So wie er jetzt besteht, ist er für uns nur Schikane, für die Polen kein Vorteil; kein Hafen ist an der polnischen Küstenecke vorhanden, nur Badestrand in der Putziger Wiek. Und so notwendig den Polen das Abschrubbern auch sein mag: das können sie anderswo besorgen, dazu brauchen sie kein Meer. Die Entente müßte es täglich und immer wieder von unserer Regierung hören, daß es hier um Lebensfragen der deutschen, nur um Prestigefragen der polnischen Nation geht, daß wir nicht heute und nicht morgen und nicht in hundertjähriger Vergewaltigung auch nur ein Tüpfelchen unserer Rechte aufzugeben gedenken; ja, daß die Ostsee zum Blutmeer für die Polen werden kann, wenn sie mit Gewalt beginnen.

In diplomatisch gemäßigter Form, aber doch wohl verständlich, sagt so etwas ähnliches ein Sprecher der deutschen Presse auch Herrn Pavia in Marienwerder, dem italienischen Oberaufsichtskommissar. Ein Narr wartet auf Antwort. Pavia sagt im Grunde nur, die Ententebesatzung sei lediglich dazu da, die Ordnung bis zur Abstimmung aufrecht zu erhalten, alles weitere Politische aber bestimme dann der Hohe Rat in Paris.

Die Geschichte war programmäßig. Die Herren von der westpreußischen Arbeitsgemeinschaft hatten das schon von vornherein arrangiert. Nicht die „Heimatvereine", wie in Ostpreußen, sind hier die Träger der nationalen Bewegung, sondern „die Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien." Geleistet wird auch im westpreußischen Abstimmungsgebiete, das bei weitem gefährdeter ist als das ostpreußische, außerordentlich viel. Aber man hat den Eindruck, daß die Bewegung hier nicht so elementar ist, nicht so quellend aus Volkstiefen. Der Umweg über die Parteien ist daran schuld.

Aber über die Dämme der Parteien hinweg braust wie ein Wildstrom das deutsche Empfinden. An dem „Deutschen Tage“ in Stuhm können wir das mitanschauen. Der Kreis Stuhm hat die größte Polenzahl im Abstimmungsgebiete, es sind, wie man sagt, 42 v. H. Polen dort. Auch sie lesen und schreiben freilich deutsch. Ihr Agitationsorgan, der „Weckruf“, muß, um zu wirken, in deutscher Sprache erscheinen. Sie haben einen Polentag wenige Wochen vor unserer Ankunft veranstaltet, der eine ganz klägliche Besucherzahl aufgewiesen hätte, wenn nicht aus dem bereits polnischen Gebiete in der Nachbarschaft zahlreiche Mußpolen herübergeschafft worden wären. Aber gerade das hat der polnischen Sache unendlich geschadet. Denn nachher am Biertisch erzählten diese Leute doch, wie es im polnischen Himmelreich aussähe; und die Gesichter der Hörer wurden länger und länger. Und nun der „Deutsche Tag“: von 20 000 Abstimmungsberechtigten des Kreises marschierten ganze 12 000 in das Landstädtchen ein. Eine Gemeinde nach der anderen mit Schildern, mit dem Gesange: „Wir wollen keine Polen sein, wir wollen Deutsche bleiben“, mit Fahnen und mit laubbekränzten Wagen, Männer und Frauen, jung und alt, darunter schweißbedeckt, aber tapfer mit Schritt haltend, stelzende Kriegsinvaliden mit künstlichem Bein. Das Schwarz-weiß-rot, das die meisten wohl am liebsten gemocht hätten, ist verboten; wer das Schwarz-rot-gelb nicht will, der hilft sich denn mit dem preußischen Schwarz-weiß. Draußen vor der Stadt sammeln sich die Tausende auf freiem Platze im Hain. Volksredner treten auf und werden umjubelt, obwohl nur von Hunderten rundum in der Nähe verstanden. Die Demonstration macht gewaltigen Eindruck, auch auf die vorüberschlendernden italienischen Offiziere, ja sogar auf die Polen selbst. Manch einer von diesen wird trotz aller Warschauer Agitation am 11. Juli insgeheim gegen den weißen Adler stimmen, für Verbleiben unter deutscher Herrschaft. Als die Hanse sank, und der Orden schwach ward, als das Reich nichts war und die kleinste Territorialgewalt alles, da nisteten in dem jetzigen Westpreußen sich mehr und mehr polnische Kolonisten ein. Daß sie noch heute polnisch sprechen, zeigt, wie duldsam der Deutsche in allen Jahrhunderten gegenüber fremden Lauten war. Aber gerade darum sind manche von ihnen mit der bisherigen Herrschaft durchaus zufrieden, die ihnen das Ihre ließ und viel Neues hinzuschenkte, was Warschau ihnen niemals geben kann: Ordnung und Bildung und Wohlstand.

Abgesehen vom Stuhmer Kreise haben wir nirgends auch im westpreußischen Abstimmungsgebiete eine nennenswerte polnische Minderheit. Der reiche Bauer in der fetten Niederung, der Rittergutsbesitzer auf der mageren Höhe, der strebsame Gewerbetreibende in der Stadt sind Deutsche, und deutsch sind auch die großen historischen Erinnerungen bis in die neueste Zeit hinein. Was hier einst unter polnischer Lehnshoheit stand, ist heute so wenig polnisch, als Bayreuth oder Neuchatel heute preußisch empfinden. Drüben im Ostpreußischen würden wir mit dem Abstimmungsgebiete die berühmte Wahlstatt verlieren, deren Name uns das Herz erhebt: nach Cannae und Sedan war Tannenberg die dritte große Einkreisungs- und Vernichtungsschlacht, die die Weltgeschichte überhaupt kennt. Der sie aber geschlagen hat, Hindenburg, der ist im westpreußischen Abstimmungsgebiet daheim gewesen, denn Neudeck im Kreise Rosenberg ist das alte Familiengut, das seine Kinderjahre sah. Wer diesen geheiligten Fleck Erde leichten Herzens aufgäbe, der könnte wohl auch Varzin an die Polen verschachern; und wer jemals auf die Marienburg verzichtete, der verdiente es, Senegalneger auf der Wartburg zu bedienen. Wir sind arm geworden an geschichtlichem Empfinden, bettelarm, seit wir vor zwei Jahren an die

Stelle des Gewachsenen das Erklügelte gesetzt haben. Aber selbst für den neudeutschen Republikaner gibt es Dinge, in denen er keinen Spaß versteht. Auch in Westpreußen habe ich keinen einzigen Sozialdemokraten gefunden, der international genug wäre, seiner nationalen Ehre und des Erbes der Väter zu vergessen.

VI.

Von Lyck bis Stuhm haben wir dauernd in der Brandung der großen Volksmassen gestanden. Das Einsame und die stille Bucht blieb uns fern. Nun erst in Westpreußen kommen wir zu einem alten Granden, der abseits von der Unruhe der großen Welt auf seinem Schlosse sitzt. Bauer und Knecht, Handwerker und Arbeiter waren überall zu Hauf, daß wir den einzelnen Großgrundbesitzer in der Menge kaum wo erkannten; das, was der demokratische Bezirksvereinler einen „Ostelbier" nennt, kreuzte nur gelegentlich unseren Weg, und vom sausenden Auto aus kann man nur selten, etwa wo ein Dampfdreschsatz steht und noch große Massen vorjährigen Getreides verarbeitet werden, ein Rittergut mitten im Bauernlande erkennen. Der Satz, daß wir zwar ohne Großgrundbesitz kaum Brot und Kartoffeln hätten, daß aber der Bauer uns — auch der kleine und kleinste — doch Fleisch und Speck und Butter liefere, ist nur bedingt richtig. Für das Vieh kommt doch die Nahrung, Getreide und Kartoffeln wie Rauhfutter, in den nötigen Massen auch von den Feldern des Großgrundbesitzes. Das sind so flüchtige Autogedanken. Wir sind aber nicht zu wirtschaftspolitischen Studien hier. Wir gehen unserem Volkstum und unserer Geschichte nach. Und beides ist um uns, als wir unseren Fuß in die Halle des Finckensteiner Schlosses setzen.

Treitschke hat einmal gesagt, die Werke eines Phidias und Homer seien um den Preis des unsäglichen Sklavenelends des Altertums nicht zu teuer erkauft. Das Wort in seiner ganzen Furchtbarkeit wird heute wohl niemand unterschreiben wollen, auf daß man ihn nicht sofort steinige. Aber noch schlimmer ist der platte Nützlichkeitsstandpunkt, der den Kölner Dom für eine gutgeleitete Volksküche hergeben möchte und Beethovens Eroica für eine gemeinverständliche Erklärung des Einkommensteuergesetzes. Nach dem Rundgang durch das Schloß mit seinen Erinnerungen vom Großen Kurfürsten über Napoleon hinweg bis zum ersten Deutschen Kaiser sagt uns der alte feine Generalleutnant z. D. und Diplomat Graf Dohna-Finckenstein:

„Ja, meine Herren, einen solchen Besitz von 14 000 Morgen mit einem solchen Schloß unter den heutigen Steuerverhältnissen aufrecht zu erhalten, ist schwer; soll nun aus diesem Bau vielleicht eine Provinzial-Irrenanstalt gemacht werden?"

Der eine oder andere bringt da wohl ein verlegenes Lächeln auf; und manch einem krampft sich das Herz zusammen. Hier in diesem Schlosse, dessen gegenwärtige Herrschaft nur einen bescheidenen Seitenflügel bewohnt („Man kann ja die Heizung nicht bezahlen!"), haben alle Könige Preußens übernachtet, wenn sie nach Ostpreußen reisten. Ihre Bilder hängen an den Wänden; in dem sogenannten chinesischen Saal nach dem Park zu, der, im Geschmack des 18. Jahrhunderts zurechtgeschnitten, sich weithin offen bis zu dem See hinzieht, sieht man in der Kaminecke den lebensgroßen Friedrich I. von 1700, im Treppenhause und in den oberen Räumen die übrigen Preußenkönige und ihren großen Vorfahr im Kurhut, dazu Finckensteine und Dohnas und andere, die unter dem schwarzen Adler wie vordem unter dem roten lebten und arbeiteten, kämpften und

starben. Vieles von den historischen Erinnerungen ist in das Schlobittener Archiv gekommen und trotzdem ist Finckenstein noch reich an ihnen in strotzenden Schränken. Italienische Meisterhand hat Stuck und Täfelung gefügt; Kunst und Geschichte vermählen sich auf Schritt und Tritt. Auch das alles ist sozusagen unveräußerliches Nationaleigentum, nur verwaltet und betreut von den gesetzmäßigen Besitzern, ist deutsch und darf nicht in Polens Kulturzerfall geraten. Freilich, auch eine polnische Erinnerung bewahrt das Haus: ein viereckiges — Loch in dem purpurnen Betthimmel, über der Lagerstatt Napoleons; da hat die Gräfin Walewska, die „Polsche", als ihr großer Geliebter nach Elba verbannt worden war, auf der Heimfahrt nach Warschau hier noch einmal Einkehr gehalten, an dem Bette gekniet und sich ausgeweint, und dann das große Stück zum Andenken an glücklichere Stunden aus dem Baldachin geschnitten und mitgenommen.

Man läßt in Ost- und Westpreußen gern was draufgehen, wenn Gäste da sind. Unser schlichtestes und einfachstes Frühstück aber haben wir hier in Finckenstein vorgesetzt bekommen; und doch hat es in dieser kulturgesättigten Umgebung besser gemundet, als wenn es aus vielen Gängen bestanden hätte. Gewiß sind auch die Finckensteiner Dohnas nach landläufigen Begriffen reich. Aber dieser Reichtum dient nicht dem protzigen Genuß. Jeder Kurfürstendamm-Schieber verlebt mehr. Unser preußischer Adel ist darin auch ganz anders als der polnische. Natürlich ist er in selbstsüchtigen Zeiten selbstsüchtig gewesen; sein „Eidechsenbund" hat einst dem deutschen Ritterorden viele seiner früheren Erfolge vernichtet. Aber die Geschlechter, in denen von Fehrbellin bis Sedan im Laufe der Jahrhunderte oft jedes zweite männliche Mitglied vorm Feind erschlagen auf preußischen Schlachtfeldern blieb, hatten keine Zeit, große Reichtümer zu sammeln, wie früher Handelsherren und zuletzt Industriekapitäne. Sie standen vor dem deutschen Namen. Sie hüteten unsere Geschichte. Nun ist es an uns, wo wir aus Schaffen und Reichtum wieder in die Romantik des bloßen Erinnerns zurückgeworfen werden, ihnen das Ihre zu erhalten, soweit es unsere Geschichte ist.

Die wundervolle Hoheit vergangener Jahrhunderte eröffnet sich noch einmal über uns Ostlandfahrern, als wir am letzten Tage in der Marienburg stehen. Dem rationalistischen Sinn Friedrichs des Großen, dem nach langer Fremdherrschaft die Burg wieder ihre Tore aufschließen konnte, bedeutete diese Herrlichkeit nichts. Erst unter napoleonischem Druck schürften wir erneut nach Volkstum und Geschichte; und erst Friedrich Wilhelm IV. stellte die ersten großen Mittel zur Verfügung, mit denen man zunächst an das Wegräumen gehen konnte. Für stumpfsinnige Generationen war die Marienburg Stall und Proviantamt und Steinbruch geworden; polnische Jesuiten hatten die edle Backsteingotik und die alten Wandgemälde vergipst. Nach dem Wegräumen begann man zu erneuern. Aus den Scherben irgend eines Frieses oder Kapitäls errieten unsere gelehrten Baumeister ganze Gewölbe und Refektorien und Säulengänge. Wehrhaft und stark, und doch auch wieder jubilierend in seinem himmelan sich rankenden Maßwerk, erstand der Wunderbau von neuem. Der große Remter, dessen riesige Gewölbe auf drei märchenhaft zartschlanken Säulen ruhen, hat auf Erden nicht seinesgleichen; allenfalls unterfängt die Alhambra der Mauren sich annähernd ähnlicher Kühnheit.

Man dringt nur durch siebenfachen Panzer bis in das Innere dieses gewaltigen Regierungssitzes der Brüder vom schwarzen Kreuze vor: durch eine mächtige Pforte nach der anderen, über der die Pechnase droht, durch einen Torgang nach dem anderen, in dessen Enge der Eindringling

früher auch seitlich beschossen werden konnte. Auf dem inneren Burghof muß man dann den Kopf ganz hintenüber werfen, um das Riesenmaß des strebenden Hochbaus zu erfassen. Und wenn man dann die langen Wehrgänge an der Mauer entlang wandert oder auf irgend einem Auslug steht, so sieht man weit, weit hinein in die fruchtbare Ebene der Nogatniederung, der deutscher Bauernfleiß schier unerhörte Beträge abringt. In messerscharfer nordischer Klarheit liegt Weite an Nähe. Die Geschlechter der für dieses Land Zerarbeiteten und Gefallenen wallen für die Erinnerung darüber hin und wieder her und umstellen uns, das heutige Geschlecht, das kleinste, mit stummer Frage.

Wer von uns im Reiche weiß eigentlich, mit welcher Sorge die Größten im alten Reiche dieses preußische Kleinodland auf ihrem Herzen getragen haben? Wer von uns weiß es, wie Luther dem Ritterorden riet, weltlich zu werden, wie Franz v. Sickingen dem bedrängten Orden Männer zu Hilfe schickte und grobe Karthaunen, damit er vor Polensturm bestünde?

Unsere Erinnerung reicht vielleicht bis 1813; was darnach war, das ist für den geschichtslosen Parteimenschen einfach „Ostelbien", und was davor war, danach fragt er nicht. Er weiß nicht, daß Kopernikus hier im Osten als Burghauptmann sein Weltensystem ersann und damit tausendjährige Unwissenheit zerbrach; er weiß nicht, daß Kant hier den Grund, den ersten sicheren Grund zu aller Philosophie gelegt hat, und daß das geschmähte Ostelbien uns mindestens so viele Geistesfürsten als Heerführer geschenkt hat. Dabei hat das Land wie wenige deutsche Gebiete unter Kriegsnot gelitten, da es immer fremde Sturmflut abzuwehren hatte. In den Zeiten des Großen Kurfürsten ward der Süden Ostpreußens in schweren Kämpfen so entvölkert, daß ganze Scharen polnischer Einwanderer in die aufsichtslosen und herrenlosen Gegenden hereinströmen konnten. Für uns hat der Osten geblutet, noch zuletzt unter den Russen im Weltkriege; alle seine Schwierigkeiten hat das Land durch seinen Vorpostendienst sich zugezogen. Wer da mit seinen Groschen kargt, wenn aus allen Schaufenstern der öffentlichen Kassen in Deutschland die Bitte für die Grenzspende an unser deutsches Gewissen pocht, der verdient es nicht, ein Deutscher zu sein. Vielleicht wird einst noch mehr von uns verlangt. Vielleicht wird ein neuer Kreuzzug zur Weichsel und Memel einst nötig sein, vielleicht wird lohend wie Feuerbrand wieder der Ruf über Berg und Tal auch in Süd- und Westdeutschland sich fortpflanzen: Nach Ostland wollen wir reiten!

Starr und steinern blickt die Riesenfigur der Jungfrau Maria von der Außenwand der Marienburger Schloßkirche hinaus in die Jahrhunderte, rückwärts und voraus. Was sie sieht, das ist in allen Nöten und Aengsten, auch in aller Torheit kleiner Menschlein doch das unsterbliche Deutschtum. Nun will man ihm seine alte Lagerstatt im Osten zerstören. Uns ist ein Angehöriger niemals so lieb, als in dem Augenblick, wo wir ihn verlieren sollen. Von dieser heißen Liebe Alldeutschlands zu seinem vielverkannten Osten soll auch jetzt zum schicksalsschweren 11. Juli eine Flutwelle des Mitfühlens Kunde hinaustragen. Unser Geist weilt gewappnet bei den Kämpfern um die Heimat. Wir grüßen unser Land, unser deutsches Land im Osten. Nicht zum letzten Gange; sondern zu einem Aufwärts aus dunkler Nacht!

Vossische Zeitung.

Nr. 258 und 260 vom 22. und 23. Mai.

Ludwig Sochaczewer.

I.

Ist es nur eigenes Empfinden oder ist wirklich der Frühling in Ostpreußen ursprünglicher, herber als sonst in deutschen Landen, dieser Frühling, der immer ein wenig später zu kommen pflegt als bei uns im Herzen oder gar im Süden des Reichs, aber in diesem Jahre doch auch schon in den ersten Maitagen alle seine bunten Wimpel ausgehängt hatte? Aus den Urwäldern der Ibenhorst und der Rominter und Johannisburger Heide, von der Ostsee her und von den beiden Haffen und von den „tausend Seen“ Masurens weht eine r e i n e r e Luft, die den schweren Menschenschlag da draußen aufzurütteln scheint. Auch über den unzähligen kleinen, zwischen Wald und See hinträumenden Städtchen des südlichen Ost- und Westpreußens lagert eine schwere Duftwolke von Flieder, über den Menschen aber liegt Kampfstimmung.

In diesen östlichen Frühling fuhren vor Wochenfrist zwölf deutsche Journalisten, Vertreter der großen Presse im Reich, ohne Unterschied der Partei, um dem ost- und westpreußischen Abstimmungsgebiet einen Besuch abzustatten. Ihrer Sendung Ziel war ein dreifaches. Sie sollten an Ort und Stelle die politische und wirtschaftliche Lage und die Stimmung der Bevölkerung erkunden; sie wollten aus eigenem Augenschein den Volksgenossen im Reiche und vor allen Dingen den rund 200 000 ost- und westpreußischen Abstimmungsberechtigten von den Sorgen und Hoffnungen dort oben berichten; sie sollten aber vor allen Dingen den Ost- und Westpreußen selber zeigen, daß das alte böse Wort, das Land östlich der Weichsel und Nogat sei vom übrigen Reiche „verraten und verkauft“, ein falsches Wort ist, daß im Gegenteil das Reich mit allen Fasern sich mit Altpreußen vereinigt und verbunden fühlt und mit starker Teilnahme seinen Kampf für das Deutschtum verfolgt ...

Der erste und schlimmste Schicksalsschlag, der Ost- und Westpreußen getroffen hat, ist der „p o l n i s c h e K o r r i d o r“. Die Entente hat ihn erfunden, um dem neuen Polen einen eigenen „Zugang zum Meer“ zu sichern. Sie hat es vielleicht wirklich nicht beabsichtigt, aber — bis zur Stunde wenigstens — auch nicht verhindern können oder wollen, daß dieser Korridor das deutsche Ostweichselland von dem politischen und wirtschaftlichen Mutterlande fast restlos a b s c h n ü r t und ihm damit den Lebensnerv unterbindet. Wir haben die stundenlangen Aufenthalte, Paßprüfungen und Durchsuchungen in Wejherowo — so heißt nämlich jetzt Neustadt in Westpreußen — und in Tzew (der neue Name für Dirschau) m i t erlebt und haben dort gesehen, wie in den wenigen Monaten buchstäblich a l l e s polonisiert worden ist: die Soldaten und die Beamten und die amtlichen, ehemals schwarz auf weißen, nun rot auf weißen Inschriften, sogar für „Ausgang“ oder „Trinkwasser“. Der Verkehr aber zwischen dem Reich und Ostpreußen wird geradezu raffiniert schikanös erschwert und verzögert. Wir haben in Königsberg gehört, wie dadurch das ganze Wirtschaftsleben der großen alten Handelsstadt in seinen Wurzeln bedroht wird, und auch sonst braucht man in beiden Provinzen nur das Wort „Korridor“ in den Mund zu nehmen, um allenthalben, bis in den äußersten Winkel und das kleinste Dorf, einen Sturm der Entrüstung ausbrechen zu sehen.

Nun ist freilich kein einziger Instmann in Ostpreußen und nicht der bescheidenste Knecht in Westpreußen unerfahren genug, um nicht den Zweck dieser Uebung klar zu erkennen. Der Korridor und die Art seiner Handhabung durch die Polen sollen bei dieser Abstimmung einen „sanften" Druck ausüben. Nebenbei kann man diesen „Korridor" jederzeit schließen — ein erster Versuch ist neulich glänzend gelungen —, und man wird von diesem bequemen Mittel vermutlich auch unter irgendwelchem Vorwande kurz vor oder während der Abstimmung Gebrauch machen, um damit den Abstimmungsberechtigten aus Deutschland die Reise zu erschweren. Vorsichtigerweise rechnet man in den Kreisen der deutschen Organisationen schon jetzt auch mit dieser Möglichkeit; man wird die Landsleute auf dem Seewege heranholen und durch einen Aufruf an die deutschen Handelsreeder den noch vorhandenen Schiffsraum möglichst vollständig für diesen Zweck frei zu bekommen suchen.

Das große Erlebnis für viele von uns (wenngleich keine Ueberraschung für jeden, der, wie der Verfasser, Ostpreußen seit Jahren und Jahrzehnten kannte) war das reindeutsche Antlitz, das reindeutsche Denken und Bekennen des gesamten Abstimmungsgebietes, in Ost- wie in Westpreußen. In beiden Provinzen empfindet man es geradezu als eine Schmach, überhaupt vor den Zwang einer Abstimmung über die politische Zugehörigkeit gestellt worden zu sein. Um so einmütiger ist der Entschluß, gleichviel, zu welchem Zeitpunkt die Abstimmung anberaumt werden sollte, vom ersten bis zum letzten Mann und von der ersten bis zur letzten Frau das Bekenntnis zum Deutschtum abzulegen. Wir sind durch zahllose Städte und Dörfer gefahren. Wir haben die im Ermländer- und Masuren-Bund zusammengeschlossenen Heimatvereine in Ostpreußen kennen gelernt, die weniger Werbearbeit treiben, als die vorhandenen Stimmungen aufsammeln und weniger schlummernde Kräfte aufrufen, als mahnend beruhigen müssen. Wir haben die von allen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, ins Leben gerufenen und geführten deutschen „Arbeitsgemeinschaften" in Westpreußen an ihrer Arbeit gesehen. Wir waren in Lyck und hörten den Rütli-Schwur von zweitausend Männern und Frauen, die auf die Aufforderung ihres Pfarrers in das stürmisch jubelnde Gelöbnis einstimmten, nicht im Leben und im Sterben vom deutschen Vaterlande lassen zu wollen. Wir erlebten in der äußersten Südostecke desselben Kreises, hart an der Grenze, in Prostken, angesichts der neugierig auf dem Schlagbaum hockenden polnischen Soldaten, eines Sonntagsvormittags einen „nationalen Gottesdienst"; Hunderte von Frauen und Männern, Arbeiter, Beamte, Feldzugssoldaten, Greise und Kinder, die meisten noch Zeugen jener furchtbaren Schreckenstage bei dem Russeneinfall von 1914, von dem noch immer Ruinen und aus ihnen erstandene Neubauten sprechen, sangen vaterländische Lieder, und das alte „Ich hab' mich ergeben" klang hier wirklich wie ein Gebet. Wir sahen in einem kleinen Dorf im südlichen Ermland, in Reussen, eine ermländische Bauernhochzeit zu einer vaterländischen Kundgebung der gesamten Dorfbevölkerung werden. Wir hörten von dem „Blutbad" in Bischofsburg, wo polnische Provokateure und polnische Schauspieler bei dem Versuch einer polnischen Theatervorstellung mit einer Tracht Prügel heimgeschickt wurden. In Gilgenburg, dicht an der Grenze des abgerissenen Soldauer Winkels, wo die Deutschen Tag für Tag von dem schweren Los, von den Plackereien und den wirtschaftlichen Nöten der unter polnisches Joch gezwungenen Volksgenossen sehen und hören, legte der Bürgermeister sein Bekenntnis zum Deutschtum mit Tränen in den

Augen ab. Und wie in Masuren, wo die ganze Bevölkerung sich gegen die Lüge erhebt, daß Masuren und Polen identisch seien, und wo das Wort „Polacki“ zum größten Schimpfwort geworden ist, polnische Agitatoren aber sich überhaupt nicht mehr zu zeigen wagen, so wehrt man sich auch im Ermland, im Oberland um Osterode, im Rosenberger Kreis, in Marienwerder und in der Marienburger Niederung gegen die Unterstellung, als dürfe Polen seine Hand nach dem Lande strecken, weil ein Teil der Bevölkerung — katholisch ist. Man will katholisch, aber auch deutsch bleiben, und der deutsche katholische Pfarrer ist vielfach der eifrigste Vorkämpfer der deutschen Sache und Organisation. Am letzten Tage unserer Reise, in Stuhm, haben wir schließlich einen „deutschen Tag“ miterleben dürfen. Die Stadt Stuhm zählt, wenn ich mich recht erinnere, 5000 Einwohner, der Kreis insgesamt 20 000 Abstimmungsberechtigte. 12 000 Menschen aber zogen in endlosem Zuge an uns vorüber, mit deutschen Fahnen und deutschen Liedern, musterhaft ruhig und in vollendeter Ordnung und Selbstbeherrschung, wie eine Schar, die in den Kampf geht: Schulen, Vereine, Innungen, ganze Dörfer, immer der Gutsherr mit Frau und Kindern voran, die Leute ernst, aber mit leuchtenden Augen dahinter. Die Männer fast ausnahmslos den Schmuck des Eisernen Kreuzes auf der Brust. Selbst aus dem stockpolnischen Groß-Waplitz, dessen Gutsherr, Graf Sierakowski — der Führer der Polen im Kreise — gerade in Marienwerder zu einer polnischen Kundgebung weilte, waren 50 oder 60 Männer und Frauen mit deutschen Fahnen erschienen. Der Jubel wollte kein Ende nehmen. . . .

Im ganzen ostpreußischen Abstimmungsgebiet, insbesondere auch in Masuren, rechnet man schon heute auf Mehrheiten von 90 oder gar 95 v. H. Im Kreise Allenstein, vielleicht auch im Osteroder Kreise, im Kreise Deutsch-Eylau, im Marienwerderer Bezirk und vor allem im Kreise Stuhm wird hier und da eine Gemeinde auch eine starke polnische Minderheit, in ganz seltenen Fällen vielleicht sogar eine kleine polnische Mehrheit bringen; kein Mensch aber in Ost- wie in Westpreußen zweifelt auch nur einen Augenblick an dem Sieg, an einem glänzenden, weithin sichtbaren und wirkenden Sieg des Deutschtums. Auch die Polen scheinen sich kaum noch Illusionen zu machen. Ihre Organisationen, die mit reichen, meist französischen Geldern zu arbeiten begonnen, sich aber zumeist auf den Ankauf von Zeitungen, Hotels und Kaffeehäusern beschränkt hatten, sind vielfach bereits in der Auflösung, ihre Agitation in den meisten Bezirken gänzlich zusammengebrochen. Wo ihre Versprechungen nicht zogen, arbeiten sie jetzt mit Drohungen, und hier ist in der Tat die einzige Gefahr, wenn nicht für die Zukunft, so doch für die — Nerven unserer Volksgenossen in den Abstimmungsgebieten. Die Polen drängen auf eine Hinausschiebung der Abstimmung, die, wie man bisher annahm, spätestens am 11. Juli vor sich gehen sollte, jetzt aber wieder völlig fraglich geworden ist. Sie sagen, sie seien mit ihrer Propaganda noch nicht fertig, zugleich aber verbreiten sie, das Ergebnis der Abstimmung sei letzten Endes gleichgültig: die Entente werde aus wirtschaftlichen Gründen schließlich doch das ganze Abstimmungsgebiet oder große Teile davon den Polen zuweisen, und selbst wenn dies nicht geschehen werde, werde Polen sich eben holen, was man ihm weigere, mit Gewalt holen und fürchterliches Strafgericht halten.

II.

Wie die ganze deutsche Wehrmacht, so haben auch die Soldaten aus Ost- und Westpreußen in den fünf Kriegsjahren Gelegenheit zu geographischem und kulturellem Anschauungsunterricht gehabt. Nichts hat

auf sie so abschreckend gewirkt wie die „polnische Wirtschaft". Was sie mit eigenen Augen gesehen haben, macht sie nicht nur immun gegen die polnischen Agitatoren, die das Blaue vom Himmel versprechen, sondern sie werden auch zu den überzeugendsten Werbern der deutschen Sache.

Den Ententekommissionen in Allenstein und Marienwerder, den Engländern, Franzosen, Italienern und Japanern ist es längst klar geworden, daß sie ein überflüssiges Werk verrichten. Das hindert sie nicht, ihre Funktionen zu erfüllen. Sicher mit dem besten Willen, aber ohne Kenntnis von Land und Leuten. Wenn man zum Beispiel in Marienwerder die Sicherheitspolizei aufgelöst, durch eine paritätische Abstimmungspolizei ersetzt hat, so steht das in krassem Widerspruch zur Zusammensetzung der Bevölkerung. Und das Verbot, in den Schulen deutsche Lieder zu singen, ist deshalb sinnlos, weil die alten vaterländischen Weisen in diesem Lande nirgends Anstoß erregen sondern von alt und jung jetzt erst recht mit innerer Begeisterung aufgenommen werden.

Je stärker die Aussichtslosigkeit der polnischen Propaganda hervortritt, desto deutlicher zeigt sich das Bestreben der Agitatoren, die deutsche Mehrheit durch Herausforderung zu unüberlegten Schritten zu reizen. Es ist in letzter Zeit in Lötzen und Marienwerder und schon früher in Bischofsburg zu Zusammenstößen gekommen, die zeigen, daß der Druck der Ungewißheit zur Abstimmung nicht ohne ernste Gefahr verlängert werden kann.

Im allgemeinen verhalten sich die Kommissionen wie die Besatzungen, die Engländer in Allenstein korrekt, die Italiener in Lyck und Marienwerder sogar direkt freundlich. Nur über die französischen Ueberwachungsoffiziere hört man Klagen. Der französische Major in Osterode z. B., ein Stockfranzose, mit einem gut deutschen Namen, ist mit den schlimmsten der erst vor kurzem zugewanderten polnischen Großagitatoren eng befreundet, droht ohne Rücksicht auf das Ergebnis des Plebiszits mit der unbedingten Annexion des Grenzgebietes durch die Polen und ist in dem ganzen Bezirk sehr unbeliebt.

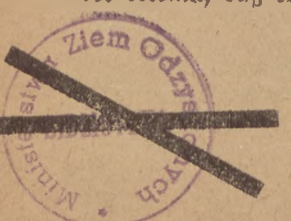
Sonst wahren die fremden Missionen gegenüber der polnischen Propaganda und den polnischen Drohungen die äußerste Zurückhaltung. Die deutschen Journalisten waren eines Tages, einer Aufforderung folgend, in Marienwerder Gäste des italienischen Ministers Pavia und der übrigen Mitglieder der Kommission. In offiziellen wie in privaten Reden und Gegenreden wurden da mancherlei interessante Fragen erörtert. Auf manche dieser Fragen antwortete freilich nur ein bedeutungsvolles Schweigen. Aber, um einiges hervorzuheben, an einen militärischen Einbruch der Polen, sei es noch vor, sei es unmittelbar nach der Abstimmung, wollen die fremden Diplomaten nicht glauben; das wäre, wie sie sagen, „die polnische Kriegserklärung an die Entente". Andererseits scheint man sich auch innerhalb der Kommissionen keiner Täuschung über den Ausfall der Volksbefragung hinzugeben. Da aber tauchen denn allerlei Vorschläge auf, die auch nur zu diskutieren man in Deutschland sicher ebenso entschieden ablehnen wird, wie in den Abstimmungsgebieten selber, die aber doch registriert werden müssen, weil es sich möglicherweise um einen diplomatischen Fühler handelt. Zum Verständnis muß vorausgeschickt werden, daß man bekanntlich in Versailles den rein deutschen Kreis Löbau ohne Abstimmung von Westpreußen losgerissen hat, lediglich um des famosen „Korridors" willen. Die Spitzfindigkeit kommt nun nach: wegen der wirtschaftlichen Abhängigkeit dieses geraubten Gebietes von den Nachbarkreisen erklärt man es für notwendig, auch diese noch hinzuzubekommen. Der wahre Grund, für die Polen wie für ihre Be-

schützer, ist natürlich ausschließlich die Bahnverbindung Danzig—Warschau. Neben der Vollbahn Danzig—Dirschau—Bromberg—Thorn, die sich bereits völlig in den Händen oder doch unter der Kontrolle der Polen befindet, und der sogenannten Weichselstädtebahn Marienburg—Marienwerder—Graudenz, die man auch schon in ihrem nördlichen Teil in Besitz zu bekommen hofft, haben die Polen auch ein starkes Interesse an der dritten, noch kürzeren Verbindung, der ehemaligen Privatbahn Marienburg—Mlawa, die über Riesenburg und Deutsch-Eylau in und durch den schon erwähnten Kreis Löbau und den Soldauer Winkel führt. Um dieser Bahn und um des Anschlusses an die Hauptstrecke Thorn—Osterode (Bergfriede) willen, verlangt Polen auch den Kreis Stuhm und die Kreise Marienwerder und Deutsch-Eylau, sowie den südöstlichen Teil des Kreises Marienburg. Der neueste Vorschlag der Ententediplomaten scheint nun dahin zu gehen, auch noch jene Weichselstädtebahn zu „internationalisieren", wenn irgend möglich mit einem „Schutzstreifen" auf beiden Seiten. Dafür will man, wenn man diesem Fühler glauben darf, auf die Abtrennung weiterer ost- und westpreußischer Gebiete, ja sogar auf die ganze Abstimmung verzichten.

Die Antwort ist, wie schon gesagt, unzweideutig. Die Ost- und Westpreußen stopfen sich beide Fäuste in die Ohren. Sie haben an dem einen „Korridor" gerade genug und verlangen nun ihr Recht aus dem Versailler Vertrag: sie wollen abstimmen! Nur verlangen sie, daß diese Abstimmung so schnell vor sich geht, wie nur irgend erreichbar; um endlich aus der Unruhe herauszukommen, die fremden Besatzungen loszuwerden und wieder an die friedliche Arbeit gehen zu können. Es wir Sache der beiden vortrefflichen Reichskommissare, die in Allenstein und Marienwerder ihres Amtes walten, vor allen Dingen aber auch Sache der Reichsregierung sein, diese Forderung mit allen Mitteln zu unterstützen.

Die Reise der deutschen Pressevertreter hat sie nach dem Schlachtfeld von Tannenberg und nach Ortelsburg, nach Osterode und nach Marienburg geführt. Dieses ganze alte deutsche Kulturland, das selbst da, wo es ein paar Jahrhunderte unter der Herrschaft des weißen Adlers stand, den Charakter der deutschen Ritterordenssiedelung nie verleugnet und nie verloren hat, ist auf weite Strecken Kriegsschauplatz gewesen. Sein Boden hat das Blut von ungezählten der treuesten Söhne des Vaterlandes getrunken. Mühselig, aber oft schön wie im Märchen, ist, dank deutschem Fleiß und deutscher Zähigkeit, aus den Ruinen Neuland entstanden. Diese blutgetränkte, von deutscher Arbeit aufgebaute und neugebaute Erde kann und darf nicht verloren gehen. Mit dem Abstimmungsgebiet würden wir zugleich ganz Ostpreußen, würde das Reich seine letzte Kornkammer einbüßen, würden wir einen unersetzlichen Verlust an Menschen, wie wir wieder einmal sehen konnten und bezeugen können, eines besonderen Schlags von Menschen, erleiden.

Wie Ost- und Westpreußen sich entscheiden werden, kann nicht zweifelhaft sein. Aber der Sieg darf nicht durch diplomatische Winkelzüge und politischen Schacher umgefälscht werden. Nur der wird die Dinge im ost- und westpreußischen Abstimmungsgebiet richtig sehen und beurteilen, der erkennt, daß es für sie und für uns — ums Leben geht!





Nr. F. 83